

Zeitschrift: ZS : Zürcher Studierendenzzeitung
Herausgeber: Medienverein ZS
Band: 98 (2019)
Heft: 3

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ULI 166: Nr. 3 (2019)

ZS

Zürcher
Studentinnenzeitung

3/19



«Wir wollen die tatsächliche Gleichstellung»

Der nationale Frauenstreik erreicht die Hochschulen

Nachhaltigkeit
Secondhand hat seinen Preis

Marokko
Frauen erheben ihre Stimmen

Reform
ETH evaluiert neues Basisjahr

000001206



Zentralbibliothek Zürich
Abteilung E-Medien/Periodika
Zähringerplatz 6
8001 Zürich

Post CH AG AZB 8001 Zürich

zh
aw



CAS Gewässerrenaturierung

Start: 8. November 2019

www.zhaw.ch/iunr/gewaesserrenaturierung

Ob Seminar- oder Abschlussarbeit:
Die Korrektorin der ZS
prüft auch deine Texte auf
Orthographie, Grammatik, Stil
und Struktur.



unverbindliches Angebot über:
korrektorin@medienverein.ch

Mach mit! Die ZS bietet einen
Einstieg in den Journalismus.
Für **Redaktorinnen, Fotografen,
Illustratorinnen und
Programmierer.**

Interessiert?

Schreib uns: redaktion@medienverein.ch

News

4 Neues Basisjahr

Die ETH will das Basisjahr reformieren

5 Irchel im Partyrausch

Der VSUZH organisiert einen Rave

6 Wort für Wort

Können religiöse Texte übersetzt werden?

6 Näher am Nahen Osten

Islamwissenschaften unter der Lupe

7 Das richtige Studium gibt es nicht

Ein Besuch bei der Studienberatung

8–9 Gleichstellung auf Marokkanisch

Feminismus verschafft sich Gehör

Thema

14–16 Nicht unterzukriegen

Der Frauenstreik erreicht die Hochschulen

17–19 «Wir waren konfrontativer»

Im Dialog mit Myriam Rudin und Lirija Sejdi

20–21 Note: ungenügend

Alibiübung Gleichstellungskommission

Kultur

22 Oase zwischen Tramgleisen

Die Kleine Freiheit lädt zum Verweilen ein

23 Dialekte auf Bienenwachs und Gelatine

Zu Besuch im Tonarchiv der Uni

24 Badens Flussterrasse

Ein Ausflug ins Badener Triebguet

25 Ohne Bienchen und Blümchen

Achtung Liebe klärt Schulklassen auf

28–30 Teurer als gedacht

Auf nachhaltiger Shoppingtour

31 Wo studiert es sich am besten?

Ein Best-of der Vorlesungssäle

10 Clusterfuck 10 Impressum

11 Senf der Redaktion

26 Amore

26–27 Kulturspalten

Wir haben genug — «Lieber gleichberechtigt als später», lautete eine der Parolen vom Frauenstreik 1991. Seit da hat sich einiges geändert, aber nicht genug. Frauen verdienen für die gleiche Arbeit immer noch weniger, sind in der Politik unterrepräsentiert und von sexueller Belästigung überproportional betroffen.

Nun artikuliert eine neue Generation von Feministinnen ihre Forderungen und ruft zum zweiten schweizweiten Frauenstreik vom 14. Juni auf. Auch an Zürcher Hochschulen haben sich entsprechende Streikkollektive gebildet. Viele ihre Forderungen decken sich mit denen des nationalen Kollektivs (S. 14). Mit Myriam Rudin und Lirija Sejdi diskutieren zwei Generationen über Gemeinsamkeiten und Unterschiede des Streiks von damals und heute (S. 17). Unterdessen verschreibt sich auch die Universität Zürich der Gleichstellung – dabei passiert aber nicht viel, um diese tatsächlich umzusetzen (S. 20).

Für diese Ausgabe wird die «Zürcher Studierendenzzeitung» zur «Zürcher Studentinnenzeitung». Denn wir verwenden in diesem Heft aus gegebenem Anlass das generische Femininum und fordern: Gleichstellung jetzt!

Für die Redaktion

Jonathan Progin und Noemi Ehrat





Prüfung an der ETH: Studentinnen werden um Ruhe gebeten.

Neues Basisjahr

Die ETH will die Prüfungsstruktur des ersten Jahres umkrempeln. Der Pilot endet bald.

Robin Bisping (Text)
Stephanie Caminada (Bild)

Das Basisjahr gehört zur ETH wie die Kuppel auf deren Hauptgebäude. Es ist für Neueintretende entscheidend: Bestehen sie die Basisprüfung am Ende des Jahres, können sie mit dem Studium fortfahren. Wenn nicht, müssen sie das erste Jahr noch einmal wiederholen. An diesem System hatte sich jahrzehntlang nichts

geändert – bis im Jahr 2016. Aus einer Idee, die am Informatikdepartement entstand, startete die ETH ein Pilotprojekt. Die Basisprüfung wurde in zwei Hälften unterteilt. Den Studentinnen überliess man, wann sie die Prüfungshälften ablegen: wie bisher zusammen im Sommer oder aufgeteilt am Ende des jeweiligen Semesters.

Keine Auswirkung auf Erfolgsquote

Andreas Vaterlaus begleitet das Projekt seit Beginn. Er ist Prorektor für Curriculumsentwicklung und leitet die Evaluation. «Das Ziel der Reform ist, dass mehr Studentinnen zu einer Prüfung an der ETH antreten», sagt er. Im alten System seien 15 Prozent der Neueintretenden nie an einer Prüfung erschienen. Das wollte man verbessern. Gemäss ersten Auswertungen ist dies gelungen: «Nach einem Jahr sind fast zehn Prozent mehr zu einer Prüfung erschienen», so Vaterlaus. Die Erfolgsquote habe sich hingegen nicht verändert. Sie liegt im Durchschnitt bei rund 70 Prozent.

Die ETH wertet auch die Zufriedenheit der Studentinnen aus. «Es ist schon so, dass sie sich unter Druck fühlen», sagt Vaterlaus. «Es ist immer ein Stress, vor einer solchen Prüfung zu stehen.» Sie hätten dieselben Fragen zur Zufriedenheit bereits dem Jahrgang vor dem Basisprüfungssplit gestellt. Die erhobenen Daten seien vergleichbar.

Studentinnen erhalten früher Feedback

Jonathan Ehrat besuchte das Basisjahr sowohl im alten System, als auch im neuen. Für den Informatikstudenten überwiegen die Vorteile der Aufteilung: «Wenn man die ersten Prüfungen bereits im Winter hat, ist das ein Anreiz, schon früher zu lernen.» Ausserdem werde die Lernphase im Sommer angenehmer, weil man dann weniger Prüfungen habe.

Auch Vaterlaus bevorzugt die Aufteilung: «Ich erinnere mich an mein Studium. Das war ein ungutes Gefühl, im Ungewissen gelassen zu werden.» Nun habe man früher die Chance, etwas zu ändern oder nach anderen Optionen zu schauen, wenn sie kritisches Feedback erhalte. «Darum schätze ich das neue System.» Doch es gibt auch Nachteile: «Studentinnen kommen von verschiedenen Gymnasien. Im alten System hatten sie mehr Zeit, sich einzuleben und an die Unterschiede zu gewöhnen. Damit hing der Prüfungserfolg weniger vom Gymnasium ab», so Vaterlaus.

Für Dozentinnen aufwändiger

Fünf von 23 Bachelorprogrammen sind am Pilotprojekt beteiligt. Das entspricht einem Drittel der jährlich Neueintretenden oder rund 800 Studentinnen, weil es sich um grosse Studiengänge handelt. Das Pilotprojekt ist auf vier Jahre begrenzt und endet im Sommer 2020. Bei den Prüfungen in diesem Sommer werden zum letzten Mal Daten erfasst, bevor die Auswertung beginnt.

Vaterlaus schätzt die Meinung zur Reform in den Departementen als «verhalten positiv» ein: «Das neue Prüfungssystem ist für Dozentinnen aufwändiger. Sie haben sich vielleicht auch höhere Erfolgsquoten erhofft», sagt er. Welches der beiden Systeme sie bevorzugen, weiss er nicht: «Das haben wir so bisher noch nicht gefragt. Wir werden es erfahren, wenn wir die Departemente im Herbst um eine Stellungnahme bitten.» ♦



Ekstatische Stimmung am Irchel: Soll so der Daytimer werden?

Irchel im Partyrausch

Der VSUZH organisiert einen Rave. Der «Tanz am Irchel» ist aber nur ein Versuch.

Sandro Wick (Text)
Jonathan Progin, Noemi Ehrat (Bild)

Das Konzept von «Tanz am Irchel» ist schnell erklärt. Die Veranstaltung setzt sich zusammen aus diversen Bars, Essensständen, Deko und wohl am Wichtigsten: vielen zu elektronischer Musik

tanzen Menschen. Alles findet draussen statt. Der Event ist ein Daytimer, sprich das Tanzen beginnt bereits um 13 Uhr und endet um 21 Uhr.

«Es ist Musik, die eigentlich alle hören können. Es ist nicht so spezifisch», dementiert Faris Zebib den Vorwurf, die Veranstaltung würde lediglich eine eingeschränkte Zielgruppe ansprechen. Er ist der Initiator des Events. In einem Dokument, das in der VSUZH-Ratssitzung vom 3. Oktober 2018 besprochen wurde, steht allerdings, dass die Veranstaltung für Studentinnen sei, «die gerne elektronische Musik hören». Die Bezeichnung «Rave» lehnt Zebib entschieden ab: Der «Tanz am Irchel» sei ein Daydance. «Ein Rave ist schon noch mehr Ekstase und Bumm und Tätsch. Ein Daytimer ist friedlicher und spricht somit auch eher alle an», so Zebib.

Piraten auf dem blauen Platz

«Treasure Island» steht auf den Plakaten, die bereits seit März überall an der Universität hängen. Das Piraten-Motto sei laut Zebib ideal für den ausgesuchten

Veranstaltungsort: Der blaue Platz auf dem Irchel symbolisiere das Wasser und das Motiv passe «zum Naturcharakter des Irchels».

Als Ort des Geschehens wurde bewusst nicht das Zentrum ausgesucht. «Der VSUZH ist auch dafür verantwortlich, das Campusgefühl über die jeweiligen Standorte hinweg zu fördern», sagt Isaias Moser, Co-Präsident des VSUZH. «Für uns ist es immer schwierig, Studierende von den anderen Standorten der Uni anzusprechen. Durch die Durchführung am Irchel erreichen wir andere Leute als bei einem weiteren Event im Zentrum.» Ausserdem eigne sich der Standort Irchel für einen Event im Freien ausgezeichnet.

Erst ein Versuch

Doch bringen die Kosten des «Tanz am Irchel» die ohnehin bereits knappen Mittel des Studi-Verbandes nicht an seine Grenzen? Hier gibt Alexander Kneisel, Mitinitiator und Finanzverantwortlicher des Events, Entwarnung: «Das Worst-Case-Szenario wäre eine Absage zwei Tage vorher. Das würde maximal 4'000 Franken Verlust bedeuten. Das entspricht 1,08 Prozent des Jahresbudgets des VSUZH.» Eine Absage würde allerdings nur bei orkanmässigem Wind oder schwerem Gewitter eintreten. Zudem steuern die Sponsoren Corris und Coople zusammen 4'500 Franken bei, ergänzt Zebib. Den «Tanz am Irchel» vom 1. Juni bezeichnet Kneisel als «Probeevent» für den eigentlichen Hauptevent vom 14. September. «Wir wollten zuerst einen Event im Umfang von 2'500 bis 3'000 Personen planen. Wir haben uns aber entschieden, dass wir es doch kleiner halten wollen, um gewisse Abläufe zu erkennen und dann zu optimieren für einen zweiten Event im September.»

Für die Zukunft sei bei guter Resonanz eine wiederkehrende Veranstaltung geplant, die sich selbständig finanziere und den VSUZH stärker an der Uni etabliere, erklärt Zebib. «Es geht einerseits darum, den Studentinnen ein Erlebnis zu bieten, andererseits auch darum, den VSUZH an die Studentinnen zu bringen, stärker zu positionieren und auch andere Anliegen zu verwirklichen.» Der bildungspolitische Auftrag des Verbandes werde dadurch nicht gefährdet, sondern gar gefördert. Am 1. Juni gilt es dann ernst: «Jetzt müssen wir natürlich auch liefern, was wir labern», sagt Zebib. ♦

Wort für Wort

Können religiöse Texte übersetzt werden?

Natalie von Riedmatten

Die Frage nach einer gelungenen Übersetzung beschäftigt nicht nur Synchronstudios, Verlage und Fans amerikanischer Serien, sondern auch Theologinnen. Christiane Tietz, Professorin für systematische Theologie an der Uni Zürich, hat sich des Themas im Hinblick auf religiöse Texte angenommen. Den Sammelband «Translating Religion. What is Lost and Gained?» gab sie mit Professor Michael DeJonge von der University of South Florida heraus.

Untersucht werden in insgesamt acht Essays nicht nur Übersetzungen von einer Sprache in eine andere, sondern auch Übersetzungen von der religiösen in die säkulare Sphäre, von einer Religion in eine andere und vom Damals ins Heute: Ein Text widmet sich etwa der Frage, ob «Allah» gleichbedeutend mit «Gott» verwendet werden kann.

Tietz untersucht in ihrem Essay die Vorschläge des Philosophen und Soziologen Jürgen Habermas zur Übersetzung des Religiösen. Ein Problem der Thematik bestehe darin, dass «der Religionsbegriff notorisch unscharf» sei; die Einteilung von Texten in die Kategorien «religiös» und «säkular» gestalte sich deshalb bislang äusserst schwierig.

Die Erkenntnis der Arbeit ist auf den ersten Blick wenig überraschend: Ob bei der Übersetzung etwas gewonnen wurde oder verloren ging, hänge stark von der Wahrnehmung der Beobachterin ab. Die Geschichte jeder Religion macht deutlich: Religiöse Texte sind mit dem kulturellen Kontext ihrer Zeit und ihres Orts verflochten, sodass keine Übersetzung ohne Aussageverlust möglich ist. Doch können religiöse Texte in einem neuen Umfeld auch zusätzliche Bedeutungen gewinnen. Dies zeigt etwa die Tatsache, dass oft verschiedene Bibelübersetzungen in der gleichen Sprache existieren. ◇

Näher am Nahen Osten

Das Studium der Islamwissenschaften vereint Sprachen, Philosophie und Geschichte.

Sandro Wick

Bei einem Namen wie «Islamwissenschaft» ist die Erwartung, eine Religionswissenschaft anzutreffen, durchaus berechtigt. Doch bereits ein kurzer Blick auf die Internetseite des Asien-Orient-Instituts der Universität Zürich zeigt: Islamwissenschafts-Studentinnen befassen sich mit viel mehr als nur einer Religion. Lehrveranstaltungen zu Generationenbrüchen im Feminismus oder zu queeren Identitäten in der Türkei gehören hier ebenso zum Programm des Studiums wie ein Vortrag zum osmanischen Serail.

Zwischen Indonesien und Marokko

«Der Name ist für viele sehr irritierend. Es ist schwierig, die Breite der Themen, welche wir abdecken, in Worte zu fassen», sagt Katharina Ohlhorst über ihren Studiengang. Sie studiert seit dem Herbstsemester 2016 Islamwissenschaft an der Universität Zürich.

Die thematische Breite des Studienprogrammes schlägt sich im Vorlesungsverzeichnis nieder: Sprach- und Lektürekurse für Arabisch, Persisch und Türkisch, Vorlesungen zur Philosophie in der islamischen Welt oder Seminare zur Ausbreitung und Entwicklung des Islams werden allesamt im Modulkatalog angeboten. Katharina erklärt: «Alle, die sich grundsätzlich für den Nahen Osten und für alles zwischen Indonesien und Marokko interessieren, finden irgendein Thema in der Islamwissenschaft, das ihnen gefällt.»

Multilinguales Studium

Die Freude an Sprachen sei für das Studium unabdingbar. Für einen erfolgreichen Abschluss müssen sowohl Arabisch als auch entweder Türkisch oder Persisch erlernt werden. Das Erlernen von zwei Sprachen hält aber auch Chancen

bereit. Laut Katharina sind die Sprachen auf dem Arbeitsmarkt eines der grössten Kapitale der Islamwissenschafts-Studis. Für Katharinas Studienwahl war die Medienpräsenz des Islams ein entscheidender Faktor. Der Islam werde stets negativ dargestellt und seine Anhängerinnen in Schubladen gesteckt. «Das passte einfach nicht zu meinem Gerechtigkeitsgefühl, da ich wusste, dass nicht alle Angehörigen einer Religion gleich sein können», sagt sie. Weil ihr aber auffiel, dass sie nur wenig über den Islam wusste, entschied sie sich für das Studium der Islamwissenschaft im Hauptfach.

Die Motivation der Studentinnen sei sehr unterschiedlich. «Vielleicht ein Drittel der Studentinnen sind gläubige Muslimas, welche sich vertieft mit ihrem Glauben auseinandersetzen möchten und darum Islamwissenschaft studieren», so Katharina. Die übrigen zwei Drittel setzen sich aus unterschiedlich interessierten Studentinnen zusammen, die ein gemeinsames Interesse am Nahen Osten und anderen Regionen, in denen der Islam verbreitet ist, verbindet.

Nicht nur Religionswissenschaft

Das Studium der Islamwissenschaft sei klar von jenem der Religionswissenschaft zu trennen. «Unser Studium bezieht sich nicht nur auf den Islam als Religion, sondern auch auf die Kultur islamisch geprägter Länder», erklärt Katharina den Unterschied. Neben der Alltagskultur stehen auch die Geschichte und sogar die Literatur besagter Länder im Fokus des Studienprogramms. Dies sei bei der Religionswissenschaft eher selten der Fall. Damit passt die Islamwissenschaft an das Asien-Orient-Institut der Uni Zürich, wo mit den anderen Wissenschaften Indologie, Japanologie und Sinologie der Name des Instituts Programm ist. ◇

Das richtige Studium gibt es nicht

Zweifel im Studium kennt jede. Ein Besuch bei der Zentralen Studienberatung kann in solchen Fällen weiterhelfen.

Nadja Fitz (Text) und Robin Bisping (Bild)

Ich schliesse meinen Bachelor ab und bin ratlos: Arbeit, Praktikum, Master, gar einen zweiten Bachelor? Deshalb habe ich mich für ein persönliches Beratungsgespräch bei Laura Inderbitzi angemeldet. Sie ist eine der Beraterinnen der Zentralen Studienberatung. Gleich zu Beginn sagt sie, es sei durchaus sinnvoll, sich nach dem Bachelor insbesondere mit Blick auf die Masterwahl noch ein zweites Mal mit der Studienwahl zu befassen. In Zukunft soll es nämlich einfacher werden, im Master etwas anderes als das eigene Bachelor-Hauptfach zu studieren. Zudem entstehen neue Masterstudiengänge.

Lautes Aussprechen

«Je aktiver man die Entscheidung für einen Masterstudiengang trifft, desto zufriedener ist man später auch mit der Entscheidung», sagt Daniela Bollinger, Leiterin der Zentralen Studienberatung. Solche Entscheidungen müssen aber nicht nur vor dem Bachelor und vor dem Master gefällt werden. Viele Studentinnen gehen auch in die Beratung, weil sie sich einen Fachwechsel überlegen. Oftmals, weil sie überfordert seien oder sich das Studium anders vorgestellt hätten, so Bollinger. Genau da möchte die Studienberatung stärker ansetzen. «Manche Studienwechsel könnten durch Information verhindert werden. Die Erwartungen an ein Studium sollen so gut wie möglich mit

der Realität abgeglichen werden», sagt Bollinger. Wichtig sei auch der Mut, sich mit Alternativen zur Universität auseinanderzusetzen.

Während des Gesprächs rede vor allem ich. Laura Inderbitzi erklärt, dass das laute Aussprechen der eigenen Gedanken



Laura Inderbitzi berät eine Studentin.

oft bereits helfe. Das sei eine Übung, die auch mit der Familie oder Freundinnen gemacht werden könne. Man merke dann besser, mit welchen Argumenten man den einen Weg stärker verteidige als den anderen.

Mehrere richtige Wege

Gewisse Zweifel sind aber tatsächlich normal. Wir kennen es alle: Wenn der Druck vor den Prüfungen besonders gross ist, hat man plötzlich keine Lust mehr auf das Studium. In dieser Zeit suchen auch besonders viele Studentinnen eine

Beratung auf. Auch zu Beginn des Studiums seien Zweifel normal, weil die Entscheidung für ein Fach auch eine Entscheidung gegen alle anderen Fächer bedeute, sagt Inderbitzi.

Das hat sie während des Gesprächs auch bei mir herausgespürt. Nach 45

Minuten fasst sie meine wirren Gedanken schliesslich zu drei Vorschlägen zusammen. Für jeden zeigt sie mir konkret auf, welche nächsten Schritte ich unternehmen kann. Ich bin positiv überrascht: Ich stehe nicht mehr im luftleeren Raum, sondern sehe konkrete Möglichkeiten und kann systematisch auf meine Ziele hinarbeiten. Diesen Eindruck unterstützt Daniela Bollinger: «Unser Ziel ist es, die Studentinnen im Entscheidungsprozess

zu begleiten.» Sie glaubt, dass es für jede nicht nur einen, sondern mehrere richtige Wege gibt. Diese seien abhängig vom Lebensabschnitt und den eigenen Prioritäten. Und auch wenn man sich im Nachhinein anders entscheide, bedeute das nicht, dass der gewählte Weg falsch gewesen sei. ♦

Zentrale Studienberatung
Die Stelle bietet kostenlos persönliche Beratungsgespräche an. Termine können via Online-Formular oder telefonisch vereinbart werden. Bei Fragen zu einem spezifischen Studiengang geben die Studienfachberatungen Auskunft.

Gleichstellung auf Marokkanisch

In Marokko erobern Frauen öffentliche Räume zurück. Dabei haben sie ihre eigene Form des Feminismus entwickelt.

Nuria Tinnermann (Text und Bild)



Der öffentliche Raum wird immer noch von den Männern dominiert. Frauen wollen ihn zurückerobern.

Sie raucht, sie trinkt, sie tanzt und sie traut sich, lauthals gegen gesellschaftliche Probleme anzusingen – die marokkanische Shikhat ist das Herz jedes Festes. Doch nach der Vorstellung nimmt sie wieder ihren Platz am Rande der Öffentlichkeit ein.

Wer sind die Shikhats, die jedes Bein zum Tanzen bringen und zugleich von der marokkanischen Gesellschaft geächtet werden? Eine Karikatur der selbstbestimmten Frau oder eine marokkanische Adaption des Frauenstreiks? Die Antwort ist viel

komplexer: Die Shikhat verdient ihren Lebensunterhalt als Entertainerin auf grossen marokkanischen Feiern. Ihre Rolle besteht darin, die Stimmung aufzulockern und die Gäste zum Tanzen zu animieren. Während dafür in Westeuropa meistens

Wein und Bier ausgetrunken wird, trägt die Shikhat mit ihren Showeinlagen zur allgemeinen Heiterkeit bei.

Sobald das Rampenlicht aus ist, verschwindet jedoch die Bewunderung für die Shikhats wieder. Ihr Ruf eilt ihnen voraus: Sie sind bekannt dafür, keinen festen Wohnort zu haben, Alkohol zu konsumieren, Zigaretten zu rauchen und kein Blatt vor den Mund zu nehmen, wenn es um ihre sexuellen Erlebnisse oder um Probleme der marokkanischen Gesellschaft geht. Dieser Lebensstil bringt den Beruf der Shikhats in Verruf, denn sie halten der Gesellschaft ungefragt den Spiegel vor Gesicht und thematisieren speziell auch die paradoxe Position der Frau in ihren Liedern.

Rückeroberung des Raumes

Die Situation der marokkanischen Frauen ist eine sehr ambivalente. Einerseits können Frauen in Marokko seit 1963 wählen – ganze acht Jahre früher als in der Schweiz. Andererseits verhindert der Einfluss der religiösen gesetzgebenden Moral jegliche Weiterentwicklung seit diesem Zeitpunkt. Viele im Gesetz niedergeschriebene Diskriminierungen wurden seit dem Amtsantritt des neuen und weniger konservativen Königs Mohammed VI angepasst. Die praktische gelebte Gleichstellung lässt jedoch noch auf sich warten. Traditionell beschränkte sich der Bewegungsspielraum der Frauen auf die private Sphäre – also auf alles, was hinter den eigenen vier Wänden passiert. Der öffentliche Raum ist hingegen auch heute noch stark von Männern dominiert.

Der Aufenthalt in der öffentlichen Sphäre ist immer mit verbaler sexueller Belästigung verbunden und hinterlässt bei Frauen den Eindruck, nicht willkommen zu sein. Die Eroberung des öffentlichen Raumes, sei es in Form von mehr weiblicher Repräsentation in der Politik oder durch die Bekämpfung von sexueller Belästigung auf der Strasse, sind die zentralen Anliegen marokkanischer Frauen, die zahlreiche Initiativen ins Leben gerufen haben.

Eine Initiative in App-Form wird Gesetz

Das Ziel ist es, den marokkanischen Frauen den öffentlichen Raum zu erschliessen. Eine der zahlreichen Initiativen ist die «Union féministe libre», die in Form einer App der sexuellen Belästigung

auf der Strasse und dem damit einhergehenden Tabuthema, an den Kragen will. Die im Google Play Store erhältliche App heisst «Mashoufoushnou», was übersetzt so viel heisst wie: «Darf man denn nicht mal hinschauen?». Mit der App können Betroffene sexuelle Belästigung an Ort und Stelle anonym melden.

Projekte wie «Mashoufoushnou» sind eine Antwort auf die zahlreichen Demonstrationen gegen Gewalt an Frauen in den letzten zwei Jahren. Vor sechs Monaten folgten schliesslich auch gesetzliche Massnahmen: Das Gesetz 103.13 gegen Gewalt an Frauen ermöglicht es, jegliche

Die praktisch gelebte Gleichstellung lässt noch auf sich warten.

Form von sexueller Belästigung anhand einer detaillierten Definition gesetzlich zu verfolgen. Dies betrifft unerwünschte, anzügliche Kommentare auf der Strasse, via SMS, als Sprachnachricht oder in Form eines Bildes. Es kann als Aufforderung verstanden werden, sexuelle Belästigung nicht einfach hinzunehmen, sondern Täter direkt zu konfrontieren. Das öffentliche Bewusstsein für das Thema hat dank den Initiativen mittlerweile stark zugenommen. Nun gilt es, diese Aufmerksamkeit auf weitere Themen auszudehnen.

Der nächste Schritt

Badhia Nahhass widmet sich der Geschlechtergleichstellung. Sie ist Soziologieprofessorin und hat sich auf die Entstehung und Verbreitung von sozialen Bewegungen spezialisiert. Die meisten Ungleichheiten zwischen Mann und Frau sind in Marokko in der «Moudawana» festgelegt, dem Familiengesetz. Dieses basiert, im Gegensatz zu anderen Gesetzen, auf religiösen Grundsätzen, was den öffentlichen Diskurs darüber um einiges erschwert. «Die nächsten Forderungen von feministischen Organisationen werden voraussichtlich die Gleichstellung von Mann und Frau im Erbrecht betreffen», sagt Nahhass. Denn das Erbrecht stützt sich auf eine archaische Interpretation des Korans,

die besagt, dass Frauen halb so viel wie Männer erben sollen. Nahhass ist überzeugt, dass diese Bewegung in Zukunft weiter Zuwachs erhalten wird. Sie sagt jedoch auch: «In der Vergangenheit wurden die Frauenbewegungen meistens durch einen gewaltsamen Extremfall ausgelöst. Ich denke nicht, dass die Bedingungen für die nächste grössere Bewegung für dieses Thema schon gegeben sind.» Demnach sind streikende Massen auf den Strassen nicht bald zu erwarten. Aber heisst fehlende Sichtbarkeit auch Nicht-Existenz?

Frauenstreik – ein westliches Konzept?

Der Frauenstreik in der Schweiz ist neben der Forderung nach Gleichstellung auf jeder Ebene auch ein Solidaritätsstreik. Solidarität mit der Pflegefachfrau und der Bäuerin, die faire Arbeitsbedingungen und Bezahlung einfordern. Solidarität mit Frauen, die aufgrund ihres Frauseins eine benachteiligte Position in ihrer Gesellschaft einnehmen. Feminismus will überall Gleichberechtigung, aber es gelten nicht überall die gleichen Massstäbe. Speziell der im Westen geborene Feminismus wird in islamischen Ländern oft als eine Art neo-kolonialer Eindringling wahrgenommen. Dies soll nicht heissen, dass Marokko die feministische Bewegung an sich ablehnt, sondern dass das Land seine eigene Version davon entwickelt. Dieser eigenständige muslimische Feminismus hat es vielen Frauenbewegungen überhaupt ermöglicht, ihren Forderungen Gehör in der Bevölkerung zu verschaffen. Denn ohne deren Unterstützung ist keine Bewegung erfolgsversprechend.

Am Internationalen Frauenstreiktag werden Passantinnen keine streikende Menge vor dem marokkanischen Parlament vorfinden. Die Bewegung ist zwar weniger sichtbar als in westlichen Ländern, doch sie existiert. All dies würde die Shikhat vielleicht besingen wollen. Tanzend und ihr Haar schwingend würde sie den Raum einnehmen und zu rhythmischer Musik ebendiese Geschichten von Ungleichheit und Widerspruch erzählen. Sie ist frei von jeglichen gesellschaftlichen Einschränkungen, sie kann tun und lassen, was sie will, denn sie ist nicht wirklich Teil der Gesellschaft. Sie nimmt das Augeschlossensein in Kauf, denn sie streikt, lehnt das ihr zugewiesene Rollenbild ab. Wie eine Shikhat müsste man sein, aber vielleicht nicht in Marokko. ♦

Genug jetzt! — Würden mehr als 33,9 Prozent Frauen in Führungspositionen vertreten sein und würden sie im Monatsdurchschnitt nicht 1'455 Franken weniger verdienen als Männer, gäbe es kaum Grund, auf die Strasse zu gehen. Hätte die Eidgenossenschaft nicht als eines der letzten europäischen Länder das Frauenstimmrecht eingeführt – nämlich 1971 – würden wir heute in einem Paradies der Gleichberechtigung leben.

Würde sich die Gleichstellung der Geschlechter aber entwickeln wie bisher, würden wir wohl bald wieder in mittelalterlichen Verhältnissen leben. Bei der Lohngleichheit würde sich folglich nichts verändern, genauso wenig wie beim Frauenanteil in Führungspositionen. Das Parlament bestünde bald nur noch aus Männern. Schnell würde eine Klassengesellschaft auf Geschlechterbasis entstehen – doch dies würden sich die Frauen nicht gefallen lassen.

Sie würden erst recht zur Revolution und zum Kampf gegen das Patriarchat aufrufen. Die, die es sich leisten könnten, würden auswandern. Nach Island oder Schweden vielleicht. Alle anderen Länder würden im Global Gender Gap Report an der Schweiz vorbeiziehen.

Niemand würde in der Schweiz arbeiten wollen, zumindest keine Frauen. Denn woanders würde ihre Arbeit mehr geschätzt und besser bezahlt werden. Internationale Firmen würden den Backlash fürchten, den Geschäfte mit der Schweiz mit sich bringen würden. Was hätten die erzkonservativen Chauvinisten, die die Schweiz regieren, dem Land also schlussendlich gebracht? Den totalen Ruin.

Noemi Ehrat

Clusterfuck! An dieser Stelle fantasiert die Redaktion über Mögliches und Unmögliches.



Zürcher Studierendenzeitung

97. Jahrgang
Ausgabe 3/19
www.zs-online.ch

Verlag

Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Der Medienverein ZS ist von der Uni und von der ETH finanziell unabhängig. Er ist eine durch den VSUZH und den VSETH anerkannte studentische Organisation.

Inserate

Frau Therese Herren
Stämpfli AG
Wölflistrasse 1, 3001 Bern
031 767 83 30
therese.herren@staempfli.com

Redaktionsschluss 4/19: 06.09.2019

Druck

Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage

27'276 (WEMF 2018), 30'000 (Druckauflage)
Die ZS erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studentinnen der Universität Zürich sowie Abonnentinnen an der ETH Zürich verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich.

Redaktionsadresse

Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch

Redaktion

Robin Bisping, Stephanie Caminada,
Noemi Ehrat, Adelina Gashi, Sumanie Gächter, Jonathan Progin [pro]

Mitarbeit

Leonie Beckmann, Nadja Fitz, Jessica Lang,
Leonie Projer, Natalie von Riedmatten [nvr],
Dino Sedic [sed], Nuria Tinnermann,
Adrienne Walder, Sandro Wick

Bilder und Illustrationen

Vivian Adams, Robin Bisping, Stephanie Caminada, Noemi Ehrat, Nadja Fitz, Adelina Gashi, Laura Gubler, Sarah Gubler, Jonathan Progin, Anina Projer, Isabelle Schwab, Nuria Tinnermann

Cover

Sumanie Gächter

Aufschlag

ETH Bildarchiv (Foto: Comet Photo AG)

Lektorat

Jasmin Camenzind

Produktionsong # 3/19

Danitsa – Captain





Progin

Die wichtigste Mahlzeit

Buurebrot — Ich habe Menschen, die nicht frühstücken, nie verstanden. Es gibt nichts Besseres als eine Schnitte mit Butter und Konfitüre, einem warmen Kaffee und einem Glas Orangensaft. So ist es egal, ob's sechs Uhr in der Früh oder elf Uhr vormittags ist – der Tag kann beginnen. Aber ohne ein gutes Brot ist das Frühstück nur ein halbes Erweckungserlebnis. Darum gehört mindestens ein Buurebrot auf den Tisch. Oder der selbstgebackene Zopf meiner Tante.

Buurebrot, Coop, 2.85 Franken



Gashi

Punk is not dead

Album — Mit grossen braunen Augen blickt sie von ihrem Albumcover. Zwischen ihre Finger hat sie eine Margerite geklemmt, die sie wie eine Zigarette an ihren Mund hält. Tess Parks macht alternativen Punkrock mit psychedelischem Einschlag. Schwere Bässe und E-Gitarren dominieren ihre Tracks, ihre rauchige hypnotisch-monotone Stimme zieht einen in ihren Bann. Punkrock, der für einmal nicht mit seiner Rotzigkeit besticht, sondern durch Melancholie und Schwere.

«Blood Hot», Tess Parks, 2013



Gächter

Melancholisch und gewaltig

Konzert — Melodiöse Gitarrenklänge treffen auf schweremütiges, wuchtiges Schlagzeug. Der Song «Beware of the Volcano» fängt sanft an, baut langsam auf und entlädt sich schliesslich explosiv – vergleichbar mit einem Vulkanausbruch. Den gleichen Namen trägt auch das Album des St. Galler Duos Catalyst. Inspirieren liessen sie sich von den Beatles und Radiohead, die Musik erinnert jedoch an den Garage Rock von Nirvana. Ihre Konzerte sind energiegeladen, auf der Bühne liefern sie eine herausragende Performance. Ab ans Konzert!

Freitag, 31. Mai, Vorstadt Sounds Festival, Zürich



Ehrat

Argonauten

Buch — «Words are good enough», schreibt die amerikanische Autorin Maggie Nelson in ihren Memoiren «The Argonauts», die zugleich eine theoretische Abhandlung von Familie und Liebe sind. Und so beginnt sie, Absatz für Absatz, Normen zu hinterfragen. Nelson schreibt erfrischend ehrlich, ohne selbsteingenommen zu wirken, scheut Phrasen wie «the first time you fuck me in the ass» nicht. An den Seitenrändern sind die jeweiligen Urheberinnen der Ideen, derer sie sich bedient, vermerkt. Ist dies die Zukunft des akademischen Schreibens? Ich hoffe es.

Maggie Nelson: «The Argonauts», 2015



Caminada

Fische mit Beinen

Badekultur — Unter der Glasfaltdecke drehe ich meine Runden, schwimme mit der Masse einheitlich hin und her. Bricht man aus den Bahnen aus, prallt man aufeinander. Ein Blick nach rechts riskiert brennendes Chlorwasser im Auge, ein Blick nach links böse Blicke – man schaut sich hier nicht ins Gesicht! Fische sind wir nicht, wir könnten jederzeit aus dem Becken steigen. Wieso tun wir uns das also an? Irgendwie schwimmen wir halt doch alle gern im selben Teich.

Hallenbad City, Sihlstrasse 71, 8001 Zürich



Bisping

Berührendes Hörerlebnis

Podcast — Die Australierin Honor Eastly hat Selbstmordgedanken. Während mehreren Jahren nahm sie sich mit dem Handy auf und schrieb Tagebuch. Dieses Material schnitt sie zu einem sechsteiligen Hörspiel zusammen. «No Feeling Is Final» erzählt Eastlys Kampf gegen ihre innere Stimme und begleitet sie, wie sie mit ihren schwierigen Gefühlen umzugehen versucht. Das ist zeitweise bedrückend und traurig, zeitweise aber auch – dank ihrem Humor – heiter und lustig. Hörenswert!

«No Feeling Is Final», ABC



Nieder mit dem Patriarchat!

Feministische Krise – Frauen beginnen zu revoltieren, «wenn die Erfahrung von Ungerechtigkeit übermächtig wird und diese als eine gemeinsame artikuliert wird», erklärte die Geschichtspräsidentin Caroline Arni in einem Gespräch mit der WOZ. Dies werde auch als «feministische Krise» bezeichnet. So gesehen befinden wir uns nur 28 Jahre nach dem ersten nationalen Frauenstreik erneut inmitten einer solchen Krise. Wie konnte es soweit kommen?

Obwohl der Streik 1991 Erfolge wie verbindliche Regeln zur Umsetzung des Gleichstellungsgesetzes oder das Verbot sexueller Belästigung am Arbeitsplatz erzielte, sind Frauen immer noch in vielen Lebensbereichen stark benachteiligt. Umso mehr erstaunt die viel vertretene Position, dass der Feminismus unnötig sei – in der Schweiz herrsche schliesslich Gleichberechtigung.

Auch Uni und ETH scheinen sich vor allem aus Sorge ums eigene Image für Gleichberechtigung einzusetzen. Dabei ist es unverhohlene Ironie, dass es trotz eigens dazu eingerichteter Gleichstellungsfachstellen unabhängige Kollektive braucht, die den Altherren-Institutionen den Spiegel hinhalten. Wenn jetzt nicht entsprechend gehandelt wird, stehen wir in 28 Jahren vor der nächsten Krise.

Noemi Ehrat

Nicht unterzukriegen

Die Schweiz bereitet sich auf den zweiten nationalen Frauenstreik vor. Auch Frauen an den Zürcher Hochschulen mobilisieren.

Noemi Ehrat (Text und Bilder)

Sie besetzen einen Vorlesungssaal an der Uni und machen damit schweizweit Schlagzeilen. Sie lassen Transparente, auf denen «Patriarchat ist doch scheiss!» und «Wenn die Uni den Frauen* zu wenig Raum gibt, dann nehmen wir ihn uns selber» steht, von der Polyterrasse und in den Lichthof hängen. Sie marschieren am 1. Mai zuvor mit und rufen dabei Parolen wie «Frauen, die kämpfen, sind Frauen, die leben.» «Sie», das sind Studentinnen, Doktorandinnen und Dozentinnen, die die Hochschulgruppe des nationalen Frauenstreiks vom 14. Juni bilden.

In der ganzen Schweiz wird für den 14. Juni mobilisiert. «Wir wollen die tatsächliche Gleichstellung und wir wollen selbst über unser Leben bestimmen. Deshalb werden wir am 14. Juni 2019 streiken», heisst es im offiziellen Manifest. Auch an Schweizer Hochschulen werden Forderungen artikuliert. «Frauen* sind an Schweizer Hochschulen systematisch massiv unterrepräsentiert», schreiben sie in ihrem akademischen Manifest. Dies wollen sie ändern.

«Wir sind keine Bittstellerinnen.»

Eleni, Hochschulstreik-Kollektiv

«Es braucht den Frauenstreik an der Uni, weil sie nicht ein von der Gesellschaft isolierter Ort ist, der sich wie in einem Vakuum der Lehre und Forschung widmen kann», sagt Eleni, die Teil des Hochschulstreik-Kollektivs ist. Die Uni sei eine von gesellschaftlichen Hierarchien und wirtschaftlichen Interessen geprägte Institution. «Vor allem ist die Uni eine Arbeitgeberin vieler, die im täglichen Betrieb und nicht in der Forschung oder Lehre arbeiten», sagt Eleni weiter. Vertreten sind fast alle Hochschulen: Die ETH, PH, ZHdK und die Uni. «Die Uni, beziehungsweise die Wissenschaft, gibt sich als objektiv», ergänzt Julia, eine Naturwissenschaftlerin. «Dabei entsteht Wissenschaft immer aus einer

Überzeugung oder Haltung.» Dieses Bewusstsein um die Situiertheit von Forschung sollte zur Norm werden und Wissen kritisch hinterfragen. Kerstin, die am Deutschen Seminar eine Streik-Untergruppe ins Leben gerufen hat, findet aber, dass die Uni für junge feministische Menschen auch Positives zu bieten hat. «Man kann die Zeit und Ressourcen nutzen, um gemeinsam über gesellschaftliche Verhältnisse nachzudenken und neue Wege zu entdecken.» Das Gestalten neuer Denkräume berge viel Potential.

Kritik an Uni und ETH

Doch zeigen sich die Bildungsinstitutionen nicht nur begeistert von den feministischen Bewegungen – trotz offizieller Bemühungen um die Gleichstellung. Das Streikkollektiv und seine Untergruppen an Uni und ETH sind nicht von den jeweiligen Instituten anerkannt. «Wir haben die Anerkennung der Uni auch gar nicht gesucht», sagt Eleni. «Wir sind keine Bittstellerinnen.» Auch Julia, die an der ETH aktiv ist, sieht das so. «Wir sind von der ETH unabhängig, obwohl wir ab und zu mit ihr zusammenarbeiten.» Denn die Hochschule soll sich nicht mit den Aktionen der Gruppe profilieren. «Wir haben Kritik auszuüben.» Sonst bestehe die Gefahr, als Feigenblatt missbraucht zu werden, statt tatsächlich etwas zu verändern. «Die Gleichstellungsstelle der ETH existiert nur pro forma, da passiert wenig.» Dass Uni und ETH nicht enthusiastisch auf die Formierung der feministischen Gruppen reagieren, überrascht diese nicht. «Feminismus hinterfragt immer bestehende Machtstrukturen», erklärt Julia. Es sei nicht verwunderlich, dass Institutionen, deren Kader nach wie vor von Männern geprägt sind, diese nicht aufgeben wollen. «Es ist natürlich schwierig, aus privilegierter Sicht auf unsere Forderungen einzugehen», sagt sie.

Konkrete Vorstellungen, wie die Institutionen weniger diskriminierend werden können, hat das Kollektiv. Die Uni soll ihre Position in der Gesellschaft hinterfragen und sie soll Fragen der Geschlechtergleichstellung auch in ihren Curricula Raum geben. Etwa durch das Anpassen der Lektüreauswahl. «Wir wollen mehr Diversität», lautet die



· Die Aktionen des Kollektivs werden jeweils an unterschiedlichen Hochschulstandorten geplant.

Forderung. «Wenn jemand lehrt, sollte diese Person auch genug kompetent sein, um diese Diversität in die eigene Forschung einzubringen», so Eleni, die am Irchel studiert. Das System der Autorinnenauswahl sei dabei grundsätzlich zu hinterfragen. Diese Veränderungen sollen durch Personen vor Ort angestoßen werden. «Es braucht in jedem Seminar politisch Aktive, weil bisher von extern nichts passiert ist», sagt Kerstin. Dies sei mühsam, weil oft wieder Diskriminierte die Energie für Verbesserung aufwenden müssten. Doch das Kollektiv erzielte mit dieser Strategie bereits gewisse Erfolge: Mittlerweile gibt es an der Uni die Untergruppen Zentrum, Deutsches Seminar, Irchel und Careum. So können die Beteiligten spezifischer auf die individuellen Anliegen der einzelnen Standorte eingehen.

Herausforderung Inklusivität

«Es war in vielen Bereichen klar, dass etwas passieren muss», sagt Eleni zur Entstehung des Kollektivs. «Es gab einen Dammbbruch.» Über die Jahre hätten sich Anliegen angestaut. Bewegungen wie «Ni una menos» in Argentinien hätten eine neue feministische Welle ins Rollen gebracht – daraufhin ist das Kollektiv entstanden. Dabei wollen sie alle einbeziehen –

auch Angestellte der Uni und ETH. «Outgesourcete Bereiche sollten wieder einbezogen werden, damit sie von den Anstellungsbedingungen der Uni profitieren können», erklärt Eleni. Davon wären etwa die Mensen, die vom Zürcher Frauenverein betrieben werden, betroffen. Dies ist kein einfaches Unterfangen. Ursprünglich wurde extra eine «Arbeitsgruppe Mitarbeitende» gegründet. Passiert ist aber nicht viel. Erst sei für das Kollektiv das Veranstellen von Aktionen im Vordergrund gestanden oder das Abbauen von Vorurteilen gegenüber dem Feminismus. Wenn man sich beim Treffen im Seminarraum umschaut, sieht die Gruppe der Anwesenden tatsächlich recht homogen aus. Dessen ist sich das Kollektiv bewusst. «Dabei sollen diese Treffen einen Safe Space schaffen, wo alle offen reden können», sagt Eleni. Alle ausser Cis-Männer seien willkommen.

Dass Cis-Männer nicht erwünscht sind, stelle eigentlich kein Problem dar. «Für pro-feministische Cis-Männer war das gar kein Thema», so das Kollektiv. Solidarische Männer könnten auf der Website des nationalen Streiks lesen, wie sie ihn unterstützen können. «Diese Arbeit nehmen wir ihnen nicht auch noch ab», so der Tenor. Viele der Anliegen, die von der nationalen Streikgruppe in einem «Akademischen

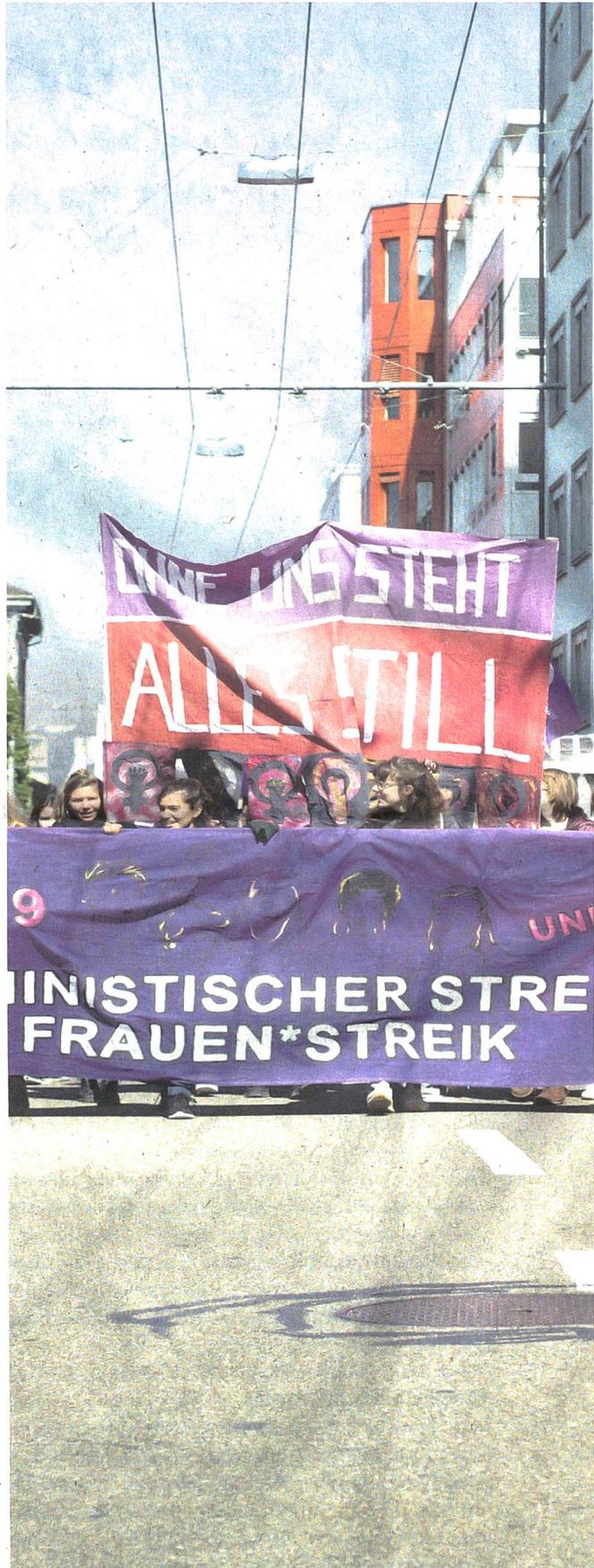
Manifest» festgehalten sind, richten sich an beide Geschlechter. «Mindestens die Hälfte der von den Hochschulen finanzierten Stellen im Anschluss an das Doktorat soll unbefristet sein», lautet etwa eine der 20 Forderungen. Auch hier wird an die Angestellten gedacht. «Wir solidarisieren uns mit den nicht-akademischen Angestellten an Hochschulen, die für bessere und gleichberechtigte Arbeitsverhältnisse eintreten», heisst es im Schreiben, das auf Deutsch, Französisch und Englisch formuliert wurde.

Streiken für langfristige Veränderungen

Für den eigentlichen Streiktag im Juni plant das Kollektiv einiges. Ein Brief an die Hochschulleitungen, der einen prüfungsfreien Streiktag fordert, wurde bereits entworfen. Mit derselben Forderung hatten Studentinnen anderer Schweizer Unis bereits Erfolg: Die rechtswissenschaftliche Fakultät der Universität Bern beschloss, am 14. Juni keine Prüfungen durchzuführen. Dieser Entschluss wird von der Berner Erziehungsdirektion unterstützt. Ob die Zürcherinnen mit ihrem Anliegen ebenfalls durchkommen, wird sich zeigen. Für viele Studis fällt das Datum in ihre vorlesungsfreie Zeit. Trotzdem will sich das Kollektiv an diesem Tag an den Hochschulen versammeln und gemeinsam am Streik teilnehmen. Das Hauptaugenmerk des Hochschulkollektivs liegt jedoch klar auf der Zeit nach dem 14. Juni. «Sexuelle Belästigung an Bildungseinrichtungen wird nicht seit Neuestem diskutiert, das war schon 1991 ein Thema», sagt Julia. Doch an der Uni sei nichts passiert. «Die Hochschulen haben keine Lernkurve.» Dies will das Kollektiv ändern. Es ist unmissverständlich, dass diese Generation von Feministinnen genug hat – sie wollen Änderungen, und zwar jetzt.

Fragt man Mitglieder des Hochschulkollektivs, wieso sie sich für den Streik engagieren, fallen ihre Antworten unterschiedlich aus. «Da ich eine von wenigen Frauen in meinem Studium bin, muss ich viel kämpfen, um ernst genommen zu werden», erklärt Julia. «Das finde ich nicht normal und ich will mich dafür einsetzen, dass es nicht mehr so ist.» Das Bildungssystem schreibe vor, statt zu ermöglichen, sagt Kerstin. «Zunehmende Bildung ermöglicht zwar das Ausbrechen, aber nur innerhalb eines Rahmens», so ihre Begründung. Viele sehen den Frauenstreik als Chance, sich zum Bildungssystem sowie zu den herrschenden Machtverhältnissen zu positionieren – und einen gesamtgesellschaftlichen Diskurs zu etablieren. Inwiefern dies gelingen wird und ob die Bewegung auch nach erfolgtem Streik und Semesterferien weiter aktiv bleiben wird, muss sich zeigen. Aber eines ist klar: Studentinnen, Doktorandinnen und Dozentinnen haben genug. Tatsächliche Gleichstellung ist überfällig. Auch an Uni und ETH. ♦

Auf Wunsch der Hochschulgruppe sind die Namen in diesem Artikel anonymisiert, da sie als Kollektiv auftreten will.



Auch an der 1.-Mai-Demo war das Kollektiv präsent.

«Wir waren damals konfrontativer»

1991 gab es schon einmal einen schweizweiten Frauenstreik. Die Zeiten haben sich geändert, die Forderungen sind mehr geworden.

Stephanie Caminada (Text und Bild)



Zwei Generationen Frauenstreik vereint: Myriam Rudin (links) und Lirija Sejdi.

Vor 28 Jahren gingen Hunderttausende Frauen auf die Strasse. Frau Rudin, Sie waren dabei. Das Ereignis scheint sich dieses Jahr zu wiederholen. Was ist das für ein Gefühl?

Myriam Rudin: Die Power, die die Frauen heute an den Tag legen, ist unglaublich. Ich bin völlig begeistert. 1991 war ein fulminanter Punkt: Eine halbe Million Frauen solidarisierte sich, ging auf die Strasse – und das noch ganz ohne Handys und Facebook. Die Bewegung war so gross, dass man unumgänglich

davon erfasst wurde. Nachdem einzelne Gruppen nun jahrelang in einer Blase verschwanden und für ihre eigenen Anliegen kämpften – wie die Gruppe gegen Gewalt an Frauen – ist es grossartig, dass Frauen sich in ihrer Verschiedenheit wieder zusammentun und für gemeinsame Forderungen eintreten. Die Heterogenität unter den Frauen zu vereinen, ist nämlich gar nicht so einfach, wie man meinen könnte. Dafür bin ich auch sehr dankbar.

Die Forderungen von damals lesen sich fast wie die von heute. Können noch einmal so viele Frauen mobilisiert werden?

Lirija Sejdi: Mit dem letzten Streik wurde einiges erreicht, doch leider hat es längst nicht gereicht. Wir wollen uns aber nicht mit dem 91er-Streik vergleichen. Ich glaube, es wäre utopisch, zu denken, dass wir übertreffen können, was damals geschah. Auch nicht mit Social Media. Es ist eine andere Zeit. Gleichzeitig hängen wir den diesjährigen Streik immer wieder daran auf. Der Vergleich zwischen 1991 und 2019 ist omnipräsent.

Kann man die beiden Ereignisse überhaupt vergleichen?

Rudin: Ich finde es extrem schade, dass wir uns so oft auf die Vergangenheit beziehen. Wir erwähnen immer wieder dieselben Dinosaurier-Feministinnen,

«Was soll dieser heutige Gender-Kapitalismus?»

Myriam Rudin

statt dass wir uns zukunftsgerichtet orientieren und uns fragen, wer im Moment unsere Gesellschaft formt. Das sind die Frauen. Es gibt eine Handvoll Frauen, die, vor allem in Europa, politisch mitbestimmen und enorm wichtige Arbeit leisten. Wir haben sie nur nicht auf dem Schirm. Sie sind oft Einzelkämpferinnen aber auf sie müssen wir uns beziehen.

Firmen versuchen häufig, ihre Diversität hervorzuheben.

Rudin: Was soll diese Gender-Industrie, was soll dieser heutige Gender-Kapitalismus? All die Stellen, die im Gender-Business geschaffen werden, sind keine Hilfe, wenn wir qualitativ nicht vorwärtskommen. All die Frauenstellen in der Literatur, Psychologie und im Coaching-Business, beispielsweise, sind einseitig. Wir müssen uns vielmehr überlegen: Wie kommen wir miteinander in Bewegung? Und dann: Was machen wir mit dieser Energie? Wie können wir damit die Gesellschaft verändern?

Sejdi: Deshalb haben wir den Streik heute sehr breit aufgegleist. Unsere Streikgründe sollen so unterschiedlich sein wie die Vielfalt der Frauen. Denn jede Frau streikt aus ihrem eigenen Grund. Wir beschränken uns nicht auf zwei, drei Hauptpunkte.

Seit 1991 sind sogar noch neue Forderungen dazugekommen.

Rudin: Uns ging es damals unter anderem um die Gleichberechtigung am Arbeitsplatz, die noch viel mehr beinhaltet als nur die Löhne: Fairer Umgang und gleiche Chancen beispielsweise. Wir wollen kein

Glasdach über dem Kopf. Die Vielseitigkeit sexueller Orientierungen war uns damals im Jahr 1991 aber noch nicht so bewusst. Es gab bereits Organisationen, die sich für homosexuelle Personen einsetzten und es gab natürlich auch Trans-Menschen, die sich am Frauenstreik beteiligten. Aber als politische Forderung wurde das noch nicht wirklich wahrgenommen. Im Ausland waren sie uns in diesem Punkt weit voraus.

Wo soll man beginnen?

Rudin: Wir müssen anfangen, Strukturen zu hinterfragen. In der Psychologie dauerte es zwei Generationen, bis wir endlich Sigmund Freud und C.G. Jung hinterfragten und frauenfreundlichere Definitionen forderten. Bei der Digitalisierung ist es dasselbe. Frauen müssen anfangen, den Algorithmus zu schreiben. Wir tendieren dazu, uns in die Opferposition zu versetzen und es auf unsere Sozialisierung und eine angebliche weibliche Angst vor den Naturwissenschaften und Mathematik zu schieben, aber das ist Bullshit. Wir brauchen fraueneigene Strukturen in allen Bereichen. Auch im Digitalen. Das Netz bietet viele Möglichkeiten, aber die Fenster gehen langsam zu. Sucht man im Internet nach Minderheiten, erhält man am Laufmeter einen «Error 404: Page not found» oder verschlossene Zugänge. Open Source ist da die Lösung.

Sejdi: Die Digitalisierung ist zwar bei uns nicht gerade Hauptthema. Aber natürlich geht es uns vor allem darum, patriarchalische Strukturen aufzubrechen. Das ganze System muss sich wandeln. Wir Frauen wollen nicht einfach ein grösseres Stück Kuchen, wir wollen einen neuen Kuchen.

«Wir stürmten den Kantonsrat und warfen Binden umher.»

Myriam Rudin

Wie eignet sich das Format des Streiks, um die Forderungen zu erreichen?

Sejdi: Streik ist eigentlich ein zu enger Begriff dafür. Streiken würde ja heissen, man geht nicht arbeiten. Der Frauenstreik geht aber darüber hinaus. Diejenigen Frauen, die ihre Arbeit nicht niederlegen können, haben andere Möglichkeiten, ihren Widerstand zu demonstrieren. Nur schon einen Badge oder ein violettes Halstuch zu tragen, eine Fahne aufzuhängen, setzt ein Zeichen. Mit Freundinnen darüber zu sprechen, bewirkt auch mehr, als man denkt. Solche Statements sind dann vor allem relevant, wenn man am Arbeitsplatz nicht so flexibel ist und nicht den ganzen Tag streiken kann.

Rudin: Ich denke, das ist notwendig. Wir konnten uns damals leisten, konfrontativer zu sein. Wir machten wüste Sachen. Einmal stürmten wir gar den Kantonsrat und warfen mit Binden umher. Damals war das revolutionär. Heute ist es viel sinnvoller, dass man Zwischenlösungen anbietet. Wir hatten noch Alternativen, wenn man am Arbeitsplatz Schwierigkeiten wegen des Streiks bekam. Heute schätze ich die Lage so ein, dass man mehr unter Druck steht. Die Frage ist, könnten wir – auch wenn wir uns gemeinschaftlich organisieren auf der Strasse – den Frauen, den Mamis mit Kindern, etwas geben, wenn ein solcher Streik negative Konsequenzen hätte?

Gibt es da eine Lösung?

Sejdi: Wir spielen heute mehr mit der Zeit. Es gibt zwei nationale Streikstartpunkte. Um 11 Uhr versuchen beispielsweise die Gewerkschaften in Bern die Verkäuferinnen an der Marktgasse, für wenigstens

«Der Frauenstreik ist der Anfang, nicht das Ende.»

Lirija Sejdi

fünf Minuten auf die Strasse zu holen. Halb vier ist ebenfalls zentral: Frauen verdienen immer noch rund 20 Prozent weniger als Männer, also arbeiten wir am Freitag auch 20 Prozent weniger. Punkt. Jede Frau soll ihren Moment des Streiks haben, auch wenn das nur ein paar Minuten sein können.

Die Sicherheitsauflagen haben sich geändert. Am Frauenmarsch im März hatte es ein riesiges Polizeiaufgebot.

Rudin: Ich finde es falsch, immer alles auf die Polizei zu projizieren. Die Polizei hat vom Staat den Auftrag, Sicherheit zu garantieren. Die Ansprüche an die Sicherheit sind heute immens im Vergleich zu damals. Die allgemeine Stimmung in der Gesellschaft war konfrontativer. Wir hatten viel mehr Möglichkeiten, auch mal aggressiv sein zu können, uns gegen etwas zu stellen. Heute muss man bis ins Detail überlegen, was man macht und wie man etwas macht.

Ist denn die Stimmung heute weniger geladen?

Rudin: Was sich gesellschaftlich geändert hat, ist der immense Druck von allen Seiten. Insbesondere auch ökonomisch. Viele Frauen, auch mit Kindern, konnten früher das Leben mit einem 50- oder 60-Prozent-Teilzeitjob gut bestreiten und hatten neben der Hausarbeit auch noch Zeit, politische Arbeit zu leisten. Das ist heute kaum mehr möglich. Wenn ich heute sehe, wie sich die Jungen die Zeit herausnehmen müssen – das ist kein Vergleich zu früher. Dass ihr das überhaupt noch könnt, die Kapazität habt.

Sejdi: Ich bin zurzeit in einer flexiblen Position und kann mich hauptsächlich dem Frauenstreik widmen. Sehe ich aber eine Kollegin in der gleichen Arbeitsgruppe, die zwei Kinder hat, 80 Prozent bügelt, eigentlich noch in diesem und jenem Verein aktiv ist und trotzdem den Frauenstreik mindestens so viele Stunden in der Woche managt wie ich, dann frage ich mich, wie sie das hinkriegt. Solchen Frauen gebührt mein grösster Respekt.

Wie geht es nach dem Streik weiter?

Sejdi: Dieser Frage kann im Moment nur wenig Platz eingeräumt werden. Priorität hat die Mobilisierung für den Tag selber. Einzelne Arbeitsgruppen planen dennoch bereits über den Streik hinaus. So werden beispielsweise Frauenräume gesucht, die auch weiterhin genutzt werden können, und man hat schon Sitzungen nach dem Streik festgelegt, um zu resümieren, wie es weiter gehen soll. Die Ideen und Ansprüche sind dabei immer sehr gross. Voraussagen kann man aber wenig. Für uns ist klar, der Streik ist der Anfang, nicht das Ende. Die Welt wird am Tag danach nicht in einem anderen Gewand erscheinen. Es ist ein Rütteln am Gerüst. Der Einsturz folgt später. Wir setzen ein Zeichen und kämpfen weiter.

Rudin: Auch 1991 waren die Ansprüche anfangs riesig. Wir hatten im Vergleich den Vorteil, dass viele Strukturen schon vor dem Streik bestanden. Gruppierungen, in denen man zusammengearbeitet hat, existierten einfach weiter. Sie haben für ihr Anliegen durchgehalten und weitergekämpft.

Warum ist die Bewegung dann in den Hintergrund gerückt?

Rudin: Ich persönlich glaube, dass es an der Generation liegt. Die Generation nach 1991 hat einen anderen Weg eingeschlagen, gab sich genügsamer. Ich habe aber nicht wirklich eine Antwort dafür.

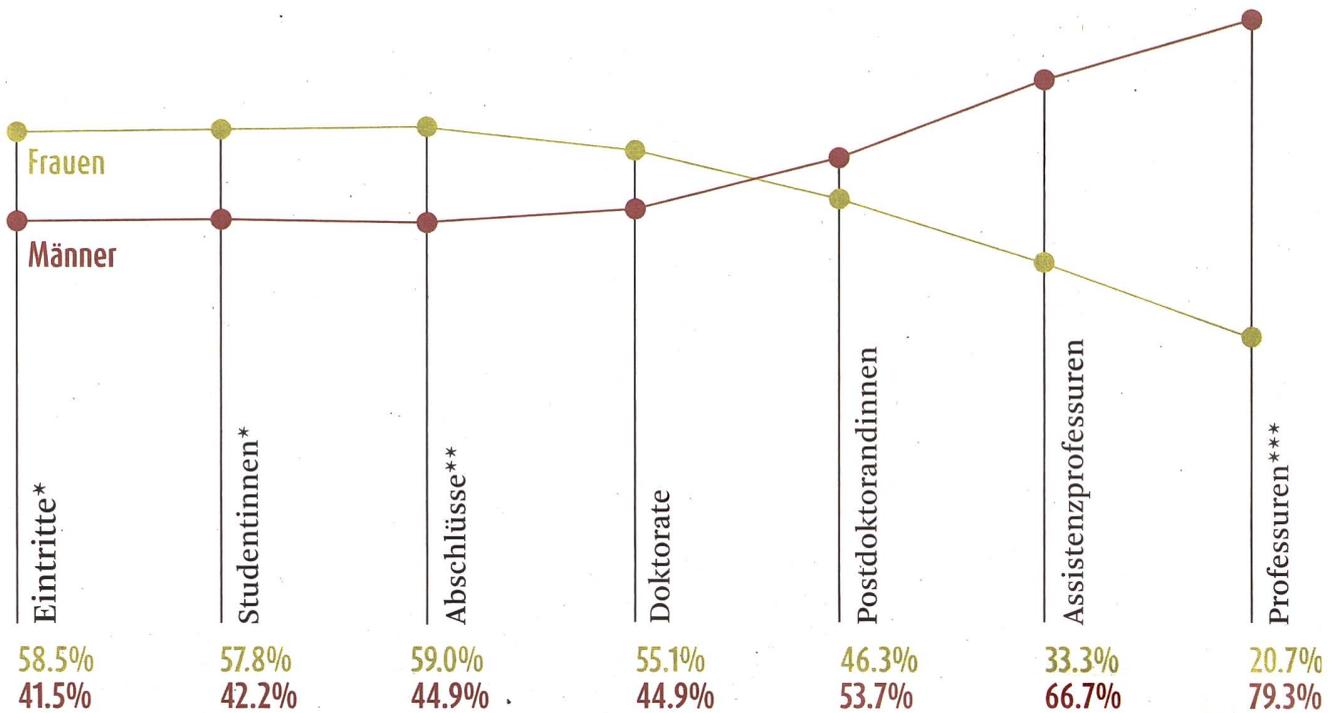
Was kann 1991 dem diesjährigen Streik mitgeben?

Rudin: Jede Organisation fährt mit der Zeit fest. Zentral ist, dass die Strukturen in Bewegung bleiben. Rotierende Positionen helfen dabei, Machtstellungen einzudämmen. Das gilt auch für die Frauen. Niemand soll auf seiner Position sitzenbleiben. Die stetige Erneuerung innerhalb eines Gebildes ist immens wichtig, sei es in einer Regierung, in einer Organisation oder in einer Gruppe. ♦

Zu den Personen

Myriam Rudin hat den Frauenstreik 1991 massgeblich mitgetragen und ist auch am diesjährigen Streik im Zürcher Kollektiv aktiv. Lirija Sejdi ist zurzeit aktiv beim Frauenstreik-Kollektiv in Bern dabei und organisiert unter anderem die Aktionen auf dem Bundesplatz in Bern.

Mit Frauen sind in diesem Interview alle ftiq* (Frauen*, Trans*, Inter*, Queer*) gemeint.



* ohne Doktorandinnen;

** Erstabschlüsse ohne Doktorate;

*** nur Ordentliche und Ausserordentliche Professuren (OP und AOP)

Die Leaky Pipeline: Der Frauenanteil schrumpft markant in den höheren Etagen.

Note: ungenügend

Die Uni Zürich hinkt bei der Gleichstellung hinterher. Dabei hätte sie eine eigene Gleichstellungskommission.

Adelina Gashi und Noemi Ehrat

(Text und Grafik)

Am mathematischen Institut lehren 16 Professoren und zwei Professorinnen. Das Institut für Politikwissenschaft beschäftigt vier Professorinnen und acht Professoren. Immerhin am ISEK (Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft) ist das Geschlechterverhältnis fast ausgeglichen. Von neun Professuren sind vier von Frauen besetzt. Insgesamt sind gerade mal 20,7 Prozent der Professuren an der Universität von Frauen besetzt.

Dabei ist es nicht so, dass zu wenig Frauen an der Uni Zürich studieren würden, genauso wenig mangelt es an fähigen Absolventinnen. Im Jahr 2017 doktorierte 2935 Frauen an der Universität Zürich. Das entspricht mehr als der Hälfte aller Doktorierenden. Aber in hohen Rängen sind Frauen nichts desto trotz untervertreten. Nicht nur als Professorinnen, sondern auch als Dekaninnen oder in der Universitätsleitung. Dagegen versucht die Uni schon seit mehreren Jahrzehnten etwas zu tun. Um genauer zu sein seit 1991, als die Gleichstellungskommission der Universität Zürich gegründet wurde.

Die Gleichstellungskommission berät die Universitätsleitung bei der Umsetzung des Verhaltenskodex «Gender Policy» und fördert Massnahmen, um ein

ausgewogenes Geschlechterverhältnis in der Wissenschaft zu erreichen. Obwohl es langsam voran geht, konnten schon Erfolge verzeichnet werden. An der Philosophischen Fakultät war das Dekanat jahrelang von Männern besetzt. «Durch das Ausarbeiten von Führungsmodellen in Zusammenarbeit mit der Fakultät, die diesen Missstand selbst beklagte, konnten wir hier eine Umstrukturierung bewirken», sagt Christiane Löwe, Leiterin der Abteilung Gleichstellung und Diversität und Mitglied der Gleichstellungskommission der Universität Zürich.

Ausgewogenheit der Geschlechter sichern

Der Jahresbericht der Uni Zürich von 2018 hält dennoch fest, dass das «Ziel der ausgewogenen Vertretung beider Geschlechter bisher nicht in allen Funktionen und Gremien erreicht werden konnte.» Laut Christiane Löwe liege das daran, dass an Männer und Frauen noch immer unterschiedliche Erwartungen gestellt werden: «Die Wissenschaft ist männlich konnotiert. Gesamthaft betrachtet haben es Männer leichter, die Erwartungen, die auch teilweise Stereotype sind, zu erfüllen. Bei Männern sieht man eher das Potential, während Frauen mit bereits vorhandenen Kompetenzen überzeugen müssen.»

Für Löwe sei es wichtig, dass man sich der «unconscious biases» bewusst werde und sie am besten vermeidet. «Viele Frauen trauen sich noch immer weniger zu als viele Männer.» Gleichzeitig soll die Gleichstellungskommission Strukturen schaffen, um solche Mechanismen auszuhebeln. In dem sie Berufungsprozesse von Professuren beobachtet, versucht sie ein faires Verfahren sicherzustellen. «Indirekt geht es dabei natürlich auch darum, eine Ausgewogenheit der Geschlechter zu erreichen», sagt Löwe.

Den 14. Juni 2019, den nationalen Frauenstreiktag, sieht Löwe als Gelegenheit für die Angehörigen der Uni, um auf die generellen Probleme in der Gleichstellung von Mann und Frau aufmerksam zu machen.

Uni-Alltag statt Streik

Wie andere Unis hat auch die Uni Zürich kürzlich «Regelungen zum Frauenstreik» an alle Mitarbeitenden der Uni verschickt. Das E-Mail fordert Verständnis für die Aufrechterhaltung des universitären Betriebs am Tag des Streiks. Eine allfällige Teilnahme am Streik soll frühzeitig mit den entsprechenden Vorgesetzten abgesprochen werden, heisst es weiter.

Angesprochen auf das Schreiben, meint Löwe, dass sie verstehe, dass man die Mitarbeiterinnen bei einer allfälligen Teilnahme am Streik dazu anhält, dies zuvor mit den Vorgesetzten abzusprechen.

Anna-Lea Imbach, Gewerkschaftssekretärin Sektion Lehrberufe des VPOD (Verband des Personals öffentlicher Dienste) Zürich, vermutet, dass die E-Mail eine Reaktion auf einen Brief der VPOD sei. «Wir haben einen Brief an alle Schulen und Lehrinstitutionen verschickt, und gebeten, dass keine Sanktionen gegen

Streikende ausgesprochen werden.» Zudem sollen am 14. Juni keine Prüfungen stattfinden. «Wir betonen aber, dass man für einen Streik keine Erlaubnis vom Arbeitgeber braucht», sagt sie.

Eigenverantwortung abschieben

In ihrem E-Mail geht die Uni zudem auf das eigene Engagement für die Gleichstellung ein. «Gleichstellung und Diversität sind wichtige Anliegen der Universität Zürich», heisst es. Angestellte würden sich mit «Entschlossenheit und Kreativität» für geschlechtergerechte Arbeitsbedingungen einsetzen. Zum Schluss verweist das Schreiben, das von Vize-Rektorin Gabriele Siegert unterzeichnet ist, auf das Gleichstellungsmonitoring der Uni. Wenn man sich für den Stand der Entwicklung der Uni im Hinblick auf Gleichstellung interessiere, könne man im Monitoring entsprechende Daten nachlesen.

Für Imbach wirkt dies nicht überzeugend. «Der Verweis auf die eigenen Massnahmen ist schwach», sagt sie. «Statt den Streik zu nutzen, um das eigene Verhalten zu reflektieren, schiebt die Uni so die Eigenverantwortung ab.»

Sibylle Dorn, Co-Präsidentin der VIP (Vertretung des administrativ-technischen Personals der Uni Zürich), sieht dies ähnlich: «In den ersten zwei Zeilen des Briefs äussert sich die Uni positiv zum Frauenstreik, danach ist er analog wie derjenige der Zürcher Stadtverwaltung formuliert.» Immerhin sei schriftlich festgehalten, dass es keine negativen Folgen für Streikende geben werde. «Das ist als gutes Signal zu werten», so Dorn.

Uni Basel zeigt sich verständnisvoller

Doch nicht alle Universitäten reagieren wie Zürich. Die Uni Basel schreibt in einem ähnlichen Mail an alle Mitarbeiterinnen etwa, dass den Mitarbeiterinnen «im Rahmen der betrieblichen Möglichkeiten eine Teilnahme ermöglicht werden» soll. Vorgesetzte sollen Mitarbeiterinnen, die streiken wollen, frei geben oder die Einsatzplanung entsprechend anpassen, schreibt Verwaltungsdirektor Christoph Tschumi. Eine Teilnahme am Streik hat aber auch laut der Universität Basel «ausserhalb der Arbeitszeit zu erfolgen». Laut Imbach ist die Wortwahl etwas irreführend. «Der Frauenstreik ist kein Fest, an dem man teilnimmt», sagt sie. Denn es gehe um inhaltliche Forderungen, die umgesetzt werden sollten.

Obwohl die Uni Zürich seit Jahrzehnten eine Kommission hat, die sich für die Gleichstellung von Frau und Mann einsetzt, zeigt das Schreiben, wie wenig sich bis heute verändert hat. Es scheint wie eine Alibiübung. Die Universität Zürich gibt sich zwar fortschrittlich, wenn es um Gleichstellungsfragen geht. Die Verantwortung für die mangelnde Verbesserung schiebt sie aber auf die Gesamtgesellschaft und das patriarchale System ab – dies scheint eine bequeme Lösung zu sein, aber keine nachhaltige. ♦

Oase zwischen Tramgleisen

Die Kleine Freiheit unterhalb der ETH lädt zum Verweilen ein.

Jessica Lang (Text), Sarah und Laura Gubler (Bild)



Wer auf der Suche nach der grossen Freiheit ist, wird auf der Reeperbahn in Hamburg fündig. Doch warum in die Ferne schweifen, wenn die Freiheit liegt so nah? Die Kleine Freiheit liegt nicht etwa in Berlin, sondern zwischen Leonardstrasse und Weinbergstrasse in einem liebevoll umgebauten Container. Das gemütliche Café bietet nun bereits seit fünf Jahren Zuflucht vor der Hektik

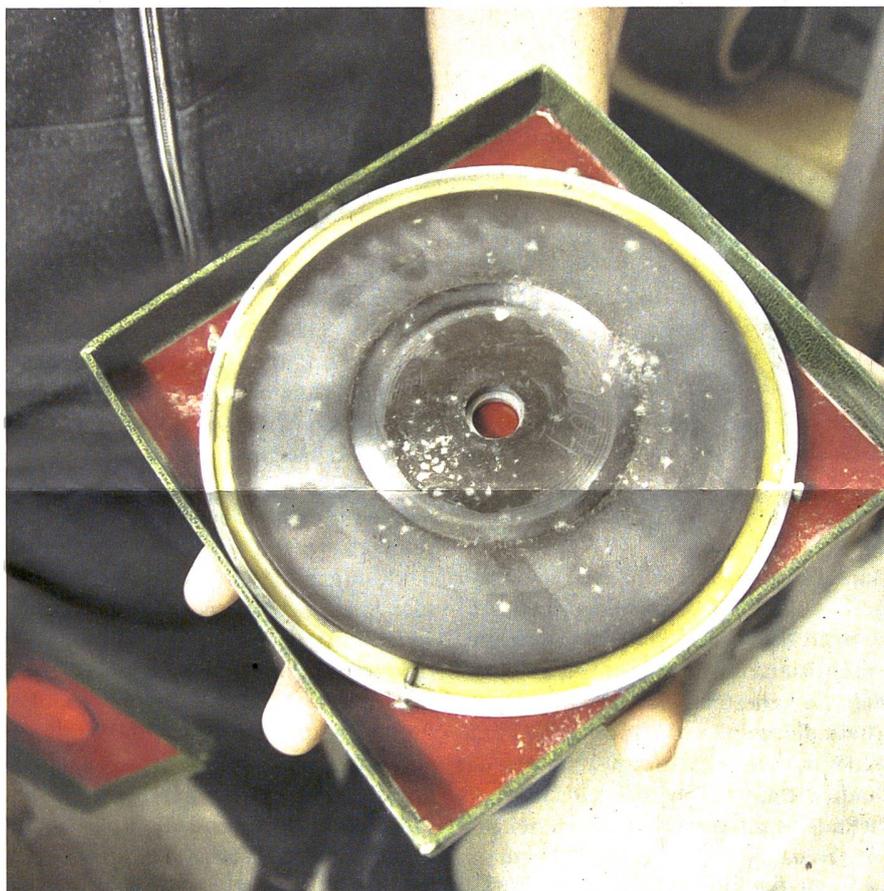
des Alltags. Obwohl die Kleine Freiheit das ganze Jahr hindurch geöffnet hat, lockt sie insbesondere in den warmen Monaten. Bereits im Frühling ist der Garten rege belebt: Die Bienen summen um den blühenden Thymian und die ersten warmen Sonnenstrahlen kitzeln auf der Wange. Bei einem Espresso kann man so wunderbar die Seele baumeln lassen. Später im Jahr können die Kräuter für

erfrischende Drinks und libanesische Leckereien gleich selbst gepflückt werden. In diesem Idyll rückt sogar der tosende Strassenlärm in den Hintergrund. Besonders beliebt ist die Kleine Freiheit bei Studentinnen, die nach Vorlesungsende auf ein Bier vorbei kommen. Doch wer nichts konsumieren möchte, muss auch nicht: An diesem Ort sind schliesslich alle ein wenig frei. ♦

Dialekte auf Bienenwachs und Gelatine

Im Hauptgebäude der Uni befindet sich das älteste Tonarchiv der Schweiz.
Es sammelt Mundartaufnahmen aus allen Sprachregionen.

Leonie Beckmann (Text) und Stephanie Caminada (Bild)



Ein Tonträger aus Kochgelatine ist gezeichnet von den Spuren der Zeit.

Seit 1909 haben sich im Archiv circa 4'500 Tonträger mit Sprachaufnahmen gesammelt. Damals forderte der Germanistik-Prof Albert Bachmann ein Aufnahmegerät aus Wien, einen sogenannten Phonographen, an. Er wollte damit Sprachaufnahmen für seine Forschung machen. Das Gerät bewährte sich. Und so wurde 1913 ein Archiv gegründet.

«Das Phonogrammarchiv hat sich auf die Schweizer Dialekte spezialisiert», sagt Archivleiter Dieter Studer-Joho. Dazu gehören nicht nur die vielen Deutschschweizer

Dialekte, sondern auch die der anderen Sprachgebiete: Die Westschweizer Patois, die lombardischen Dialekte des Tessins und die rätoromanischen Dialekte.

Digitalisierung der Tonträger

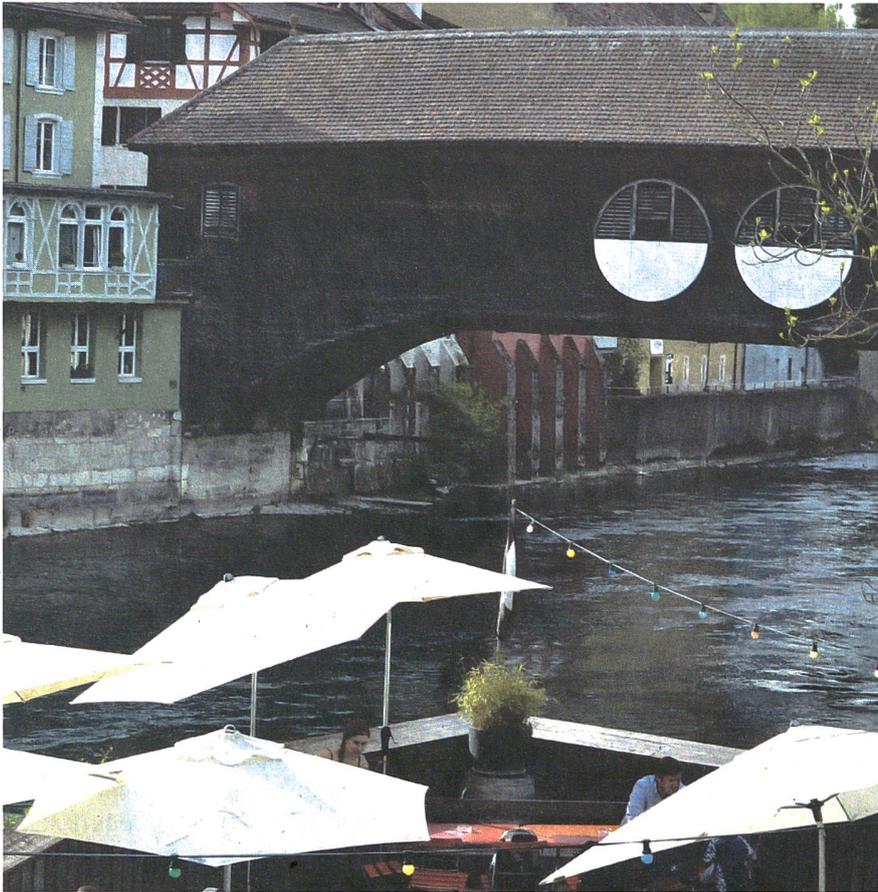
Die Bestände des Archivs befinden sich im obersten Stock des Hauptgebäudes, aber auch im Bunker der Uni. Dieser Ort ist kühl und feucht und darum nicht gerade als Archiv geeignet. Die Tonträger und Aufnahmegeräte werden deshalb bald in einen geeigneteren Raum verlegt. Gegenwärtig sei

das Ziel des Archivs, die Dialektaufnahmen, die sich auf den Tonträgern befinden, zu digitalisieren, sagt Studer-Joho. Das sei in manchen Fällen nötig, denn einige der Tonträger seien fragil und könnten nicht mehr unbegrenzt abgespielt werden, da sie immer weiter abgenutzt würden. Ein Vorteil des «digitalen Wunders» ist es, sich die Aufnahmen überall anhören zu können. Musste Bachmann 1909 noch aufwändige Korrespondenzen mit Wien führen, um an seine Aufnahmen zu kommen, hat heute jede die nötige Technologie in der Hosentasche.

«Sprachwandel ist natürlich»

Bevor es die uns bekannten Vinylplatten und Kassetten gab, wurde Ton auf Bienenwachs, Gelatinefolien und Schellack, einem aus Läusen gewonnenen Stoff, aufgenommen. Dass man Ton auf tierischen Erzeugnissen aufzeichnete, mutet heute eigenartig an. Es hat aber etwas Faszinierendes, die hauchdünne Platte aus Kochgelatine vor sich zu sehen, auf der sich die Stimmen von Menschen des letzten Jahrhunderts befinden.

Die meisten Deutschschweizer Dialekte sind im heutigen Gebrauch immer noch relativ intakt. Das Patois der Westschweiz hingegen befand sich bereits im 19. Jahrhundert im Rückgang. Es wurde zugunsten des Französischen regelrecht ausgetrieben. «Es galt als hinterwäldlerisch und unmodern. In der Schule gab es Schläge, wenn man Patois sprach», so Studer-Joho. Sprachwandel soll aber nicht negativ gewertet werden. Er sei etwas Natürliches. Man könne die Leute nicht zwingen, ihren Dialekt beizubehalten. Zu diesem Zweck werden die Dialekte schliesslich dokumentiert, damit man sich die Stimmen der Vergangenheit auch in Zukunft noch anhören kann. ◊



Lauschiger Platz unter der Hochbrücke neben der Limmat: das Triebguet.

Badens Flussterrasse

Das Kulturlokal Triebguet lädt zu Gratiskonzerten und lokalen Delikatessen ein. Ein Ausflug in die andere Limmatstadt.

Leonie Projer (Text)

Anina Projer (Bild)

Bei schönem Wetter kann man im Triebguet die Sonnenstrahlen geniessen und hört dabei das Plätschern der Limmat. Gleichzeitig hat man die schönste Aussicht auf die Altstadt von Baden mit der Holzbrücke und dem Kirchturm. Das Triebguet liegt zentral, doch vom

Autolärm der Hochbrücke ist nichts zu hören. Perfekte Voraussetzungen, um sich mit einem kühlen Drink in einer unkomplizierten Atmosphäre zu entspannen. Da kann man sich den Eintritt ins Thermalbad sparen. Wer noch nie in Baden war, dem seien die Spezialitäten der Stadt, die auf der Karte des Restaurants zu finden sind, empfohlen. Das Triebguet serviert das Badener Bier «Müllerbräu» im Offenausschank, Käse der Badener Käseerei Chäsegge und Wurstwaren der Badener Metzgerei Müller. Die Würste kann man gleich selber auf dem hauseigenen Grill braten.

Das Triebguet ist schon lange ein wichtiger Bestandteil der Badener Kulturszene. Im Jahr 2007 gründete es die Jugendarbeit Baden mit dem Ziel, einen Treffpunkt für Jugendliche zu schaffen. Jedoch musste die Leitung feststellen, dass sich ein älteres Publikum als geplant dort einfand. Daher entschloss sich die Stadt im Jahr 2012, das Triebguet in private Hände zu übergeben. So kam es, dass Michelle Huber und Michael Rohrbach

das Triebguet übernahmen. Sie waren beide schon von Anfang an in den Betrieb des Triebguets involviert und führen es bis heute.

Konzerte ganz umsonst

Nicht nur Feinschmeckerinnen, sondern auch Musikliebhaberinnen kommen im Triebguet nicht zu kurz. Während der Sommersaison veranstaltet das Triebguet bis zu zehn Konzerte, die alle gratis sind. Das erste in diesem Jahr fand am 15. Mai statt. Die Band Mnevis aus dem Aargau trat auf. Bei den Musikerinnen und Musikern, die eingeladen werden, ist Huber die Frauenquote wichtig. «Ob eine Band oder eine Künstlerin ins Triebguet passt, ist zuletzt aber immer eine Bauchentscheidung. Es ist wichtig, den richtigen Mix zwischen einer lauten und einer leisen Band zu finden. Das Triebguetpublikum ist in diesem Aspekt anspruchsvoll», sagt Huber.

Kino und Nachhaltigkeit

Seit letztem Jahr ist das Triebguet Gastgeber des Cinema Sud Solarkino von Helvetas. Die nächste Veranstaltung findet am 11. August statt. Das Material für das Kino wird jeweils mit dem Fahrrad angeliefert. Die mobilen Solarpanels produzieren tagsüber Energie, die am Abend für das Kino genutzt wird. So einfach funktioniert ein umweltfreundliches Kino. Auch sonst sind Huber und Rohrbach Nachhaltigkeit und Umweltfreundlichkeit wichtig. Sie arbeiten daran, alle ihre Produkte durch regionale oder zumindest durch Schweizer Produkte zu ersetzen. Ihren Strom beziehen sie vom nahegelegenen Wasserkraftwerk, und die Strohhalme und das Grillbesteck sind aus biologisch abbaubarem Plastik. «Wir machen das nicht aufgrund eines Trends, sondern weil wir Verantwortung für unseren Planeten übernehmen wollen», so Huber.

Das Triebguet hat sogar eine eigene App. Damit ist man bestens ausgerüstet für einen Besuch, denn auf der Triebguet App findet sich das komplette Programm der Saison, der Standort sowie ein Glacépass. Besonders hilfreich ist, dass man nachschauen kann, ob die Frischluftbar geöffnet hat. Da sie ungedeckt ist, muss dies nämlich jeweils spontan entschieden werden. So steht einer «Badefahrt» ins Triebguet auch Stadtzürcherinnen nichts im Weg. ◇



Schülerinnen während des Aufklärungsunterrichts.

Ohne Bienchen und Blümchen

Der Studentinnenverein Achtung Liebe klärt Schulklassen auf.

Sumanie Gächter

Achtung Liebe hat es sich zur Aufgabe gemacht, Schulklassen zu besuchen und sexuelle Aufklärung zu betreiben. Müsste das nicht die Aufgabe der Lehrerinnen sein? Doch. Aber der Unterricht mit den Lieberinnen, wie sich die Mitglieder der Organisation nennen, hat einen entscheidenden Vorteil: Sie schaffen eine viel lockerere Atmosphäre im Klassenzimmer. Die Schülerinnen trauen sich dadurch

eher, Fragen zu stellen, die im normalen Unterrichtsalltag nicht gestellt würden. Das Wissen, dass die Aufklärerinnen nach dem Einsatz nicht wie die Lehrerinnen wieder vor der Klasse stehen werden, senkt die Hemmschwelle fürs Fragenstellen zusätzlich. «Die Schülerinnen schätzen, dass wir jünger sind. Wir sind zwar schon Erwachsene, aber nicht dieses Vater- oder Mutter-Erwachsenen», sagt André Alder. Er ist langjähriges Mitglied bei Achtung Liebe und im Vorstand für den Raum Zürich.

Ehrenamtlich tätig

Achtung Liebe ist eine Non-Profit-Organisation bestehend aus Studentinnen, die sich für einen zeitgemässen, altersgerechten Aufklärungsunterricht einsetzen und auch für die Gleichberechtigung der LGBTQ+-Community einsetzen. Die Organisation wird vor allem von Studentinnen der Fächer Medizin, Psychologie und Biologie getragen, doch steht die Mitgliedschaft allen Studentinnen offen. Wer Interesse hat mitzumachen, absolviert einen Workshop, bei dem einerseits

Ärztinnen die medizinischen Fakten erläutern und andererseits speziell ausgebildete Achtung-Liebe-Mitglieder den Interessierten beibringen, wie man dieses Faktenwissen den Kindern und Jugendlichen altersgerecht vermittelt. Danach sind sie bereit für Einsätze in Primar-, Sekundar- und Gymnasialschulklassen in Basel, Bern und Zürich. Im Raum Zürich verzeichnet die Organisation rund 80 aktive Mitglieder. Aufgrund positiver Feedbacks von allen Seiten ist das Interesse nach Achtung-Liebe-Aufklärungen in den letzten Jahren stark angestiegen. Auch deshalb ist die Organisation froh um jedes neue Mitglied.

Wie läuft ein Schuleinsatz ab?

Die Zweiertteams, die zusammen einen Schuleinsatz bestreiten, bestehen immer aus einer Studentin und einem Studenten. Die Lehrerin darf während der Lektion nicht anwesend sein. In aller Regel findet der Kurs während vier Lektionen am Vormittag statt. Nach einem kurzen Einstieg, bei dem anatomische und physiologische Grundlagen vermittelt werden, werden der Zyklus der Frau und die Schwangerschaft thematisiert. Hervorgehoben wird, dass eine Frau immer schwanger werden kann und Verhütung deshalb zu jedem Zeitpunkt das A und O ist. Kondome, die Antibabypille, die Spirale und andere Verhütungsmittel werden gezeigt und erläutert. Dann dürfen die Schülerinnen in Zweiertteams an einer Banane üben, wie man das Kondom richtig anwendet. Unter anderem werden auch sexuell übertragbare Krankheiten angesprochen. Jedoch werden diese mit dem Ziel, die Schülerinnen und Schüler zu informieren, vermittelt und nicht, um unnötig Angst zu schüren. Im zweiten Teil des Schuleinsatzes kommen Themen wie Pornographie, sexuelle Orientierung und Sexting zur Sprache.

Die Reaktionen sind laut Achtung Liebe durchwegs positiv. Die Klassen seien interessiert und schätzten die altersgerechte und gleichzeitig lockere Aufklärung. Das ist wohl auch dem Umstand zu verdanken, dass nicht nur Aufklärungsunterricht im klassischen Sinne betrieben wird, sondern zeitgemässe Aspekte wie die Pornographie im digitalen Zeitalter oder die Diversität sexueller Identitäten in den Schulunterricht mit einfließen. ♦

Klebriges Gold — Furchtlos fließt du auf den Abgrund zu. Manchmal als schnelles Rinnsal, manchmal als reissender Strom. Millimeter für Millimeter zieht es dich zur Klippe hin. Du bist mutig, verlangsamst dein Tempo nicht, zuckst nicht – und stoppst erst recht nicht. Du lässt dich ins Bodenlose fallen.

Die Schwerkraft zieht an dir. Doch du bist eine Einheit, willst dich nicht teilen. Du dehnt dich und wirst dünner. Kurz vor dem Aufprall zeigt sich dein Charakter. Bist du schüchtern, so schlängelst du dich nur ganz leicht. Bist du eher pralerisch, fängst du an zu turnen: Du windest dich und drehst dich in wilden Spiralen. Danach kommt der Aufprall. Er ist ganz weich. Und du zerfließt. So endest du und deine lange Reise. Diese begann an einem ganz anderen Ort. Auf einer Wiese. Kleine Arbeiterinnen saugten eine süsse Flüssigkeit aus unzähligen Blüten und trugen sie mit ihren Flügelchen zu sich nach Hause. Daraus reiftest du in wenigen Wochen heran, um dann durch Menschenhand geklaut zu werden.

Jetzt bist du bei mir. Und ich werde dich fast nicht mehr los. Du klebst an meinen Fingern und in meinen Mundwinkeln. Ich rühre dich in meinen Tee und mische dich in Kuchen. Doch vor allem bist du mein liebster Frühstücksaufstrich. Und deshalb der Grund, warum ich jeden Morgen eine Viertelstunde früher aufstehe. Du machst mein Brot zu dem, was ich liebe: zu einem Honigbrot.



Robin Bisping

Wir vergöttern, was wir lieben, und loben es in den Himmel.



Spuren der Flucht

Buch — «Ich bin im Ausland. Ich will versuchen, zu erzählen, wie ich bis hierher gekommen bin, aber ob es mir gelingt, weiss ich nicht.» Basrie Sakiri-Murati ist gerade einmal 19 Jahre alt, als sie 1990 im Schweizer Exil mit der Niederschrift ihrer Erinnerungen beginnt, die den ersten Teil ihrer Autobiografie «Bleibende Spuren» ausmachen. Schreibend will sie die Erlebnisse verarbeiten, «damit sie mich nicht länger quälen»: Nach der Teilnahme an einer Demonstration gegen das serbische Regime, bei der eine ihrer Mitstreiterinnen erschossen wird, geht die Gymnasiastin in den Untergrund. Wochenlang ist sie unterwegs, hastet von einem Versteck ins nächste, bis sie schliesslich in die Schweiz flüchtet.

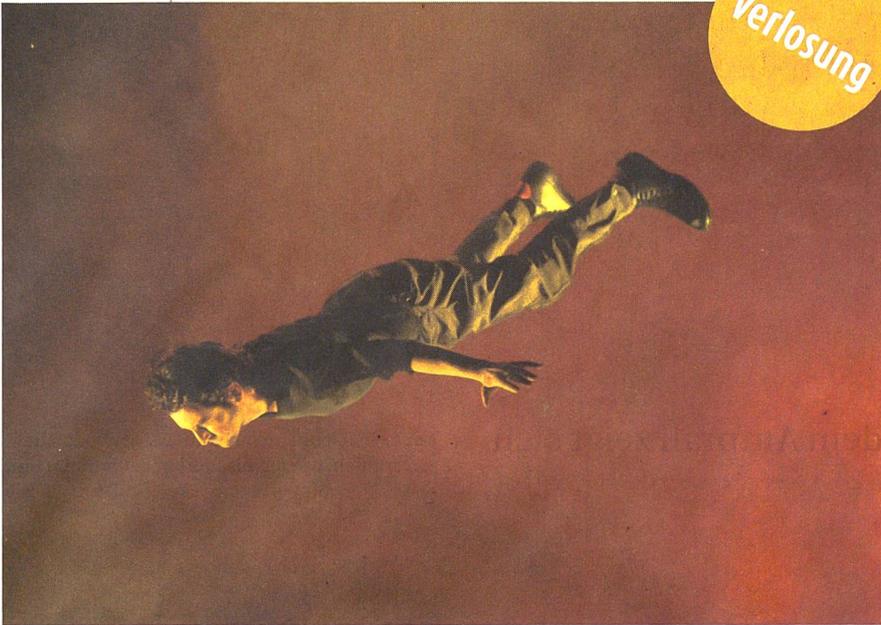
Ihre Schilderungen sind politisch, es reiht sich Schlagwort an Schlagwort: «Freiheit», «Tapferkeit», «Stolz». Diese Sprache vermittelt einen Eindruck der Ohnmacht, des Schocks, aber auch der Dankbarkeit gegenüber ihren Helferinnen. Gleichzeitig bleiben deshalb ihre Freundinnen, Verwandten und Nachbarinnen – und ihre eigenen Wünsche und Ängste jenseits des Politischen – schemenhaft und eindimensional. Auch die zugrundeliegenden historischen Entwicklungen werden in ihrer Autobiografie nur knapp behandelt – ohne Vorwissen über die Geschichte Jugoslawiens fällt es nicht immer leicht, die Erzählungen einzuordnen.

Der erste Teil wurde vor drei Jahren im Kosovo veröffentlicht, für die deutsche Ausgabe übersetzt und mit einem zweiten Teil über ihr Leben in der Diaspora ergänzt. Sakiri-Murati kämpft darum, ein emanzipiertes Leben zu führen. Dieses Ringen findet im Spannungsfeld von Unterstützung und Alltagsrassismus, einem beherrschenden Ehemann und der Sehnsucht nach der Familie im Kosovo statt. Die skizzenhaften Menschen aus ihrer Jugend nehmen Farbe an, während deren Welt vom düsteren Chaos des Kosovokrieges verschlungen wird. Erst auf den letzten Seiten des Buches zeichnet sich eine langsam einkehrende Ruhe im Leben der inzwischen geschiedenen Wahlbernerin ab. Es ist ein direktes, intimes, zuweilen rohes Lebenszeugnis – das Wandeln auf dem Pfad entlang Sakiri-Muratis Spuren der Erinnerung hinterlässt dabei ebenso Spuren.

[nvr]

Basrie Sakiri-Murati: «Bleibende Spuren». Rotpunktverlag, erschienen am 30. April.

Verlosung



Stadtgeschichte im Tram

Podcast — Zürich ist zwar nicht Berlin, New York oder Paris. Aber auch die Limmatstadt kann auf eine geschichtsträchtige Vergangenheit zurückblicken – über die die wenigsten Bescheid wissen. Genau das will die ehemalige Anglistik- und Germanistik-Studentin Robin Bretscher mit ihrem Podcast «Turicana» ändern. Bretscher kennt Geschichten, die nicht jeder geläufig sind. Wer weiss schon, dass das blaue Sofa im Lichthof der Uni der ersten Juristin Europas gewidmet ist, die in Zürich studierte? Oder dass man Winston Churchill bei seinem legendären Besuch in Zürich eigentlich einen Ehrendokortitel verleihen wollte, die Uni es dann aber ablehnen liess, weil man befürchtete, einige Deutschland-Sympathisantinnen in der Universitätsleitung würden den Entscheid blockieren?

Bretscher redet mit entspannter Stimme unterlegt mit Musik, was dem Ganzen eine gelassene Atmosphäre gibt. Sofort fällt auf, wie professionell der ungefähr monatlich erscheinende Podcast produziert ist: Die Tonqualität lässt nichts zu wünschen übrig, die Beiträge sind ausführlich recherchiert und werden zu einer kohärenten Geschichte zusammengeflochten. Dazu kommen Expertinnen zu Wort, die im Interviewformat Rede und Antwort stehen. «Anfangs war ich erstaunt, wie einfach es manchmal war, die Gäste zu überzeugen, beim Podcast mitzumachen», erzählt Bretscher. «Aber die reden halt gerne über ihre Themen; vor allem, wenn diese noch nicht so bekannt sind.» Das Fachwissen ergänzt stimmig die recherchierten Segmente, in denen Bretscher geschichtliche Ereignisse erklärt und Freundinnen und Bekannte Quellen aus der Zeitperiode vorlesen.

Der Name des Podcasts ist übrigens ein Wortspiel aus der weiblichen Form von «Turicum», dem antiken Namen Zürichs, und dem englischen Begriff «Americana» und zeigt Bretschers Vorliebe für englischsprachige Podcasts wie «The Bowery Boys». «Ich finde Podcasts ein super Format, um Ideen zu vermitteln», sagt Bretscher. «Es eignet sich, um Geschichten zu erzählen, und man kann es nebenbei laufen lassen.» Auf einer ÖV-Fahrt durch Zürich könnte man also noch etwas über die Geschichte der Stadt lernen.

[sed]

Der Podcast «Turicana» von Robin Bretscher kann auf turicana.com gehört werden.

Aus der Nische auf die Leinwand

Film — Es gibt Veranstaltungen, ohne deren Existenz eine bestimmte Kunstrichtung keine Heimat hätte. Ohne die banalen Grossfestivals wäre das Gedröhne von Macklemore längst verschwunden, ohne Street Parade keine Love-Mobile-Raves und ohne Boschbar keine monatlichen Konzerteskapaden. Genauso verhält es sich mit dem Videoex-Festival in Zürich und dem Experimentalfilm. Seit 21 Jahren zeigt das Videoex ausschliesslich experimentelle Werke an der Schnittstelle zwischen Unterhaltung und Kunst. Patrick Huber leitet das inzwischen schweizweit einzigartige Festival und kennt dessen aussergewöhnliche Stellung: «Durch das Nischendasein nimmt das Videoex einen institutionellen Charakter an», sagt er. «Für viele Leute in diesem Genre hat es eine spezielle Bedeutung.»

Das diesjährige Festival findet vom 25. Mai bis zum 2. Juni auf dem Kasernenareal in Zürich statt. Auf dem Programm stehen über 150 Filme, ein internationaler und ein Schweizer Wettbewerbs, sowie Live Acts und Workshops. Mit dem Gastland Brasilien will das Videoex die über 50-jährige experimentelle Filmszene des südamerikanischen Landes in den Fokus rücken. «Vor der Militärdiktatur in den Sechzigerjahren gab es in Brasilien eine extrem spannende Kulturszene», erklärt Huber. Zu dieser Zeit wurden die kulturellen Einflüsse aus Westeuropa und Nordamerika «aufgefressen» und «kannibalisiert», um daraus die Tropicalismo-Bewegung zu kreieren. So wurde zum Beispiel Psych-Rock mit brasilianischen Rhythmen gespielt. «Das Gleiche, also dieses Kannibalisieren, geschah in der Kunst-, Theater- und eben in der Filmszene», sagt Huber. Das 21. Videoex stellt dazu mehrere Werke vor, unter anderem ein Porträt von Hélio Oiticica, einem der Hauptexponenten des Tropicalismo. Neben den Filmen aus den Sechzigern werden auch zeitgenössische Streifen zu sehen sein, die den Bogen zur aktuellen politischen Lage spannen. Dabei zeigen sich Parallelen:

Mit dem misogynen, rechtsnationalen Jair Bolsonaro hat Brasilien einen Präsidenten, der die Militärdiktatur in den höchsten Tönen lobt.

Am Videoex kommt auch der Schweizer Experimentalfilm nicht zu kurz. Im diesjährigen Scheinwerferlicht steht der Künstler, Archäologe und Filmemacher Uriel Orlow. Seine Werke sind multidisziplinär, neben Filmen arbeitet er auch mit Fotografien, Zeichnungen und Klängen. «Orlows Werke behandeln blinde Flecken der Geschichte und gehen der Frage nach dem kolonialen Erbe nach», erklärt Huber. In der vierteiligen Programmserie «Theatrum Botanicum» spielen Botanik, traditionelle Heilkunde und das kolonialisierte Südafrika die Hauptrollen. Der Kurzfilm «The Future is History/History is the Future» zeigt im Suezkanal gefangene Frachtschiffe und eine russische Geisterstadt. Ein weiterer Höhepunkt ist das Programm zur US-amerikanischen Pionierin des experimentellen Queer-Kinos Barbara Hammer. «Ihre Filme waren die ersten überhaupt, in denen lesbische Beziehungen und Gender-Rollen offen thematisiert wurden», sagt Huber. Das Festival präsentiert zum ersten Mal in Zürich ihre Kurzfilme aus den 1970er- bis 1990er-Jahren, darunter «Menses», «Superdyke» oder «The History of the World According to a Lesbian».

Dank der sorgfältigen Auswahl des Videoex-Festivals wird Zürich während neun Tagen zum Experimentalfilm-Mekka. Müsste sich Patrick Huber für drei Filme entscheiden, dann wären dies das Porträt «Hélio Oiticica», «Ultramarine» von Vincent Meessen und «Hiatus» von Vivian Ostrovsky. «Das sind aber nur drei der Perlen, die wir zeigen.»

[pro]

Das Videoex findet vom 25. Mai bis zum 2. Juni statt. Die ZS verlost 3x2 Einzeleintritte. Die Teilnahme ist per Mail möglich: redaktion@medienverein.ch.

Teurer als gedacht

Kleidung aus zweiter Hand müffelt nicht mehr. Lohnt sich ein Besuch im Secondhand-Laden auch für Studentinnen?

Leonie Projer (Text)

Vivian Adams (Bilder)

Secondhand verliert sein staubiges Image. Immer mehr Leute kaufen Kleider, die schon getragen wurden. «Den Leuten wird Nachhaltigkeit immer wichtiger», sagt Laura Breitenmoser vom Secondhand-Geschäft Razzo. Den Laden gibt es schon seit vierzig Jahren, er entstand noch bevor Nachhaltigkeit zum Trend wurde. Hier kann man Secondhandkleider kaufen, die Privatpersonen vorbeibringen. Verkauft werden nur Kleider, die eine gute Qualität aufweisen. «Wir haben unter anderem auch einige Markenkleider im Angebot», so Breitenmoser. Durch die Marke und die Qualität kommt

es der Kleidung nicht ansehn.» Hinzu kommt, dass die Frauen, die ihre Kleider bei ihr abgeben, einen Teil des Erlöses bekommen. «Das unterscheidet mein Geschäft von einem Brockenhaus, das den Kleiderspenderinnen kein Geld gibt», sagt Zamuner. Dadurch können die Brockis, im Vergleich zu ihr die Kleider zu einem billigeren Preis verkaufen. Fakt ist, dass ihr Geschäft schöner daherkommt als ein Brocki und definitiv nicht so stark nach muffigen Kleidern riecht.

«Gute Secondhandkleidung zu finden wird immer schwieriger.»

der Preis zustande, der bei einem dünnen Pullover bei über 100 Franken liegt. «Trotzdem sind wir billiger als andere Secondhandgeschäfte, und unsere Kundinnen sind oft schockiert, was sie bei uns für gute Deals abstauben», so Breitenmoser.

Nicht gleich Brocki

Ein ähnliches Prinzip verfolgt Manuela Zamuner in ihrem Geschäft Déjà vu. Ihre Preise befinden sich im selben Segment wie bei Razzo. Sie rechtfertigt den Preis ebenfalls durch die gute Qualität: «Die Kleider, die ich verkaufe, dürfen nicht älter sein als drei Jahre», erklärt sie. «Meine Kundinnen wollen Secondhand kaufen, aber man darf

Der Handel mit Secondhand

In Beat Krengers Geschäft Lux Plus läuft es anders ab. Die Kleider, die er verkauft, kommen nicht von Privatpersonen. Er sucht sie alle selber aus. Dafür hat er im Ausland Kontakte, die sich auf Secondhandkleider spezialisiert haben. «Früher wühlte ich mich durch riesige Lagerhallen voller Kleidungsstücke», sagt er. Heute kauft er gezielt einzelne Highlights ein. Er pickt dabei die Kleider heraus, die die beste Qualität aufweisen, damit die heiklen Schweizer Kundinnen sie auch kaufen. Kleider von Fast-Fashion-Anbieterinnen sucht er generell nie aus. «Die Kleider müssen entweder den momentanen Trends entsprechen oder ein Klassiker sein», erzählt er.

Der Preis, zu dem er sie verkauft, hängt davon ab, wie viel er den Anbieterinnen bezahlen muss und wie hoch die Zollgebühren sind. «Die Händlerinnen sind in den letzten Jahren mit ihren Preisen immer weiter hochgegangen, und gute Secondhandkleidung zu finden wird immer schwieriger. Der Preis, zu dem ich die Kleider am Ende verkaufe, darf nicht zu hoch sein, aber man muss schliesslich auch etwas daran





Sehen aus wie neu: Secondhandkleider im Schaufenster eines Zürcher Geschäfts.

verdienen können», sagt Krenger. Weil das mit seinem Geschäft nicht mehr möglich ist, geht es Ende Mai zu.

Wo bleiben die Studentinnen?

Bei meinem Besuch in den Geschäften fällt mir auf, dass ich jeweils die Jüngste bin. Zamuner und Breitenmoser versichern jedoch, dass sie Kundinnen aus allen Altersklassen bedienen. Krenger sagt, dass Studentinnen bei ihm im Geschäft fehlen. Ist es ihnen zu teuer, bei ihm einzukaufen? Er versteht, dass preisbewusste Studentinnen bei H&M billiger einkaufen können. Aber hat er einen Tipp, wie man mit einem knappen Budget im Modebereich nachhaltig sein kann: «Wenn ein Kleidungsstück nicht mehr so passt, wie man es gerne hätte, kann man es in eine Schneiderei bringen.» Dort könne der Schnitt eines Kleidungsstücks für wenig Geld geändert werden, so dass es einen komplett neuen Look bekommt. «Dadurch wirft man seine Kleider nicht direkt weg, sondern gibt ihnen noch eine zweite Chance.»

Wie ist es also sonst noch möglich, sich nachhaltig zu kleiden, ohne 1'000 Franken

für eine neue Garderobe auszugeben? Das Wichtigste ist, weniger Kleider einzukaufen, damit man weniger wegwirft. Wer die Finger aber nicht lassen kann vom Shoppen, sollte einen Blick ins Internet werfen. Auf der App Depop gibt es zum Beispiel einen riesigen Markt von Secondhandkleidern zu tiefen Preisen. Depop ist das Instagram für Secondhandkleider. Man kann sowohl seine eigenen Kleider zum Verkauf anbieten als auch anderen Händlerinnen folgen, um ihre Kleider zu kaufen.

Wer lieber gar kein Geld ausgibt, kann einen Kleidertausch mit seinen Freundinnen organisieren. Die Kleider, die am Ende niemand will, können entweder in die Kleidersammlung gegeben werden, oder man versucht, sie selbst umzunähen. Der kleine Shoppingtrip durch die Secondhandgeschäfte in Zürich hat mir die Augen geöffnet, wenn es um meinen Kleiderkonsum geht. Slowfashion muss nicht teuer sein und macht definitiv mehr Spass, als sich samstags durch die Menschenmengen in den Geschäften von Fast-Fashion-Anbietern zu quetschen. ♦

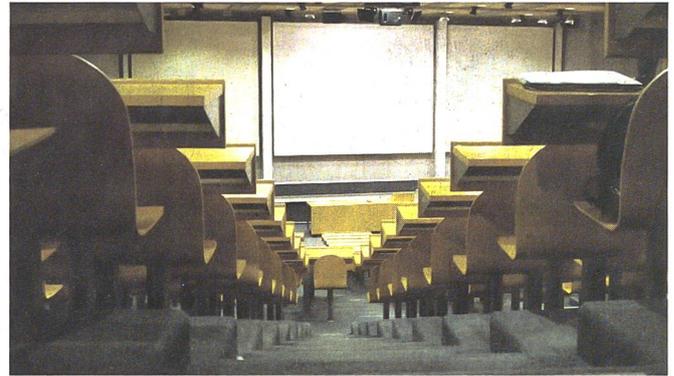
Wo studiert es sich am besten?

Ein Überblick der besten und schlimmsten Räume an der Uni.

Nadja Fitz (Text und Bilder)



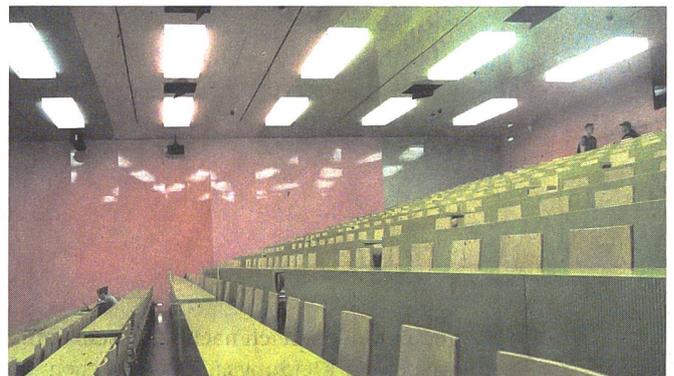
KOL-G-121 «Die Aula des Universitätsgebäudes ist mit ihrem historistischen Prunk einer der eindrucksvollsten Räume der Uni», sagt Architekturstudent Marius Pfister. «Er ist besonders gut geeignet, um neue Studierende mit langen Predigten einzuschüchtern.» Für echte Vorlesungen eignet sich die Aula tatsächlich nicht: Tische gibt es nämlich keine. Dafür ist sie schön anzusehen, und dass Churchill hier einst seine Zürcher Rede hielt, verleiht ihr etwas historische Grandezza.



Y25-G-45 Das Gegenteil zur Aula stellt dieser Vorlesungssaal auf dem Irchelgelände dar. Er wurde von Max Ziegler entworfen. «Ziegler überzeugt mit Pragmatismus: Grosszügigkeit und Komfort in den Sitzreihen statt hochwertigem Material und natürlichem Licht», sagt Pfister. Zudem ist die Sicht auf die Dozentin dank nach hinten steigenden Sitzreihen gewährleistet. Einziger Nachteil: Einige Profs sehen die grosszügigen Gänge als Einladung, Fragen stellend durch die Reihen zu laufen.



KOL-H-312 Hier kann es vorkommen, dass die eine Hälfte der Studis die Dozentin gar nicht sieht, weil sie sich gerade in der anderen Raumhälfte befindet und von Säulen oder Stellwänden verdeckt wird. «Die räumliche Qualität wird hier von der kreativen Bestuhlung in den Schatten gestellt», erklärt Pfister den Werkstattthörsaal. Die schwere Metalltür dient wohl als Warnung für Studierende.

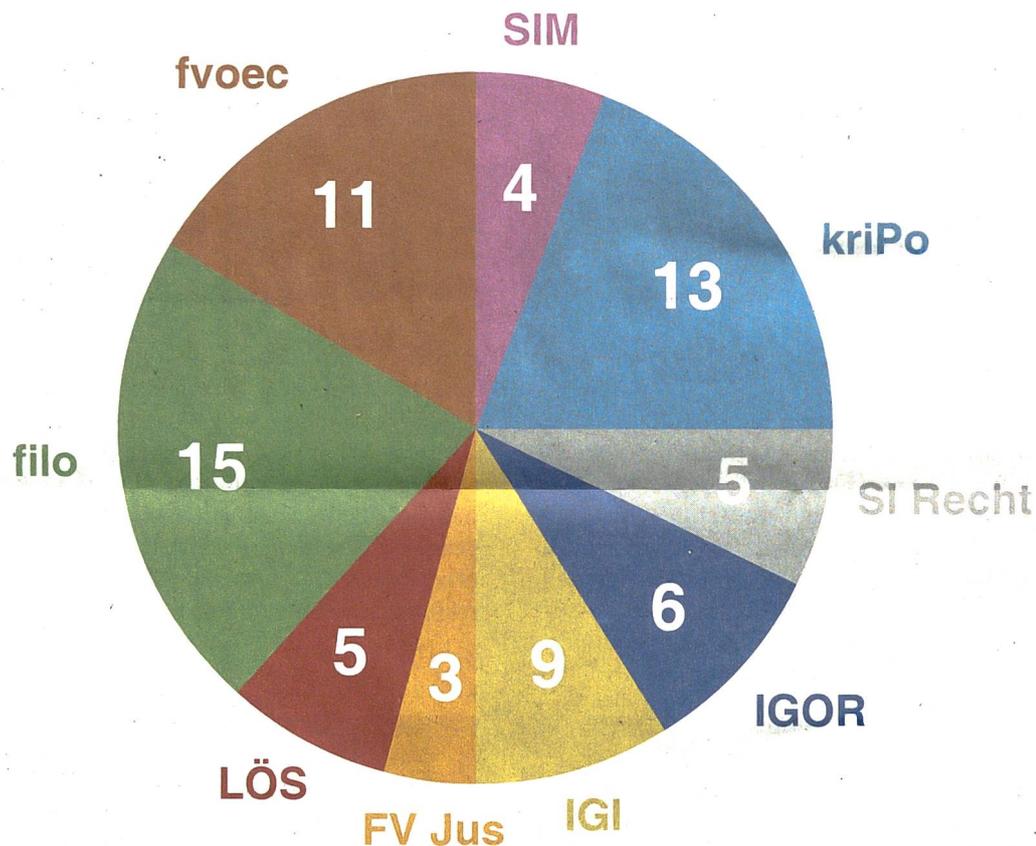


KOH-B-10 Woher der Gummibärlisaal seinen Namen hat, braucht sich niemand zu fragen. Auf den ersten Blick passen die Farben gar nicht zueinander, auf den zweiten Blick noch weniger. Pfister erklärt: «In den 1970er-Jahren wurden Gefängnisse pink gestrichen. Dies sollte eine beruhigende Wirkung auf die Insassen haben.» Nur schade, dass viele Gastreferenten und externe Gäste nur diesen Teil der Uni zu sehen bekommen. ♦

So haben die Studierenden
der UZH abgestimmt!

Verband der Studierenden
der Universität Zürich **VSUZH**

WAHLERGEBNISSE VSUZH RAT LEGISLATUR FS19 - FS21



Der Frauenanteil im Rat übersteigt 50%!

Die Wahlbeteiligung steigt auf 16.42%!

Fakultäten: PhF: 34, WWF: 11, RWF: 10, MNF: 8, MeF: 5, ThF: 3

Ausführliche Daten zu den Stimmen im Wahlprotokoll auf: vsuzh.ch